

aus Deutschland



## Stipendien-Aufenthalt in Tadschikistan

vom 9. Oktober bis 17. November 2016

# **Wie steht es um die Pressefreiheit in Tadschikistan?**

## **Alte und neue Medien im Vergleich**

Von Philipp Hesse

Tadschikistan, vom 9. Oktober bis 17. November 2016



# Inhalt

1. Über mich und mein Thema
2. Erste Erfahrung mit tadschikischen Behörden
3. Flug in ein Entwicklungsland
4. Behördenmarathon live
5. Eins, zwei, drei Stimmung – Schlimmer als im Karneval
6. Ärger mit dem Internet
7. Journalistenschule und ein Einblick in die Zukunft des Journalismus
8. Hilfe unerwünscht
9. Hello Mr. President!
10. Perspektiven in der Wirtschaft
11. Chancen des Lokaljournalismus
12. Durch Zufall bis ins Wohnzimmer
13. Antrag auf Visumsverlängerung
14. Wenn man nicht nur als Journalist Talent hat
15. Zusätzliche Anforderungen für die Visumsverlängerung
16. Diskutieren über Gott und die Welt
17. Visumsverlängerung?
18. Einmal quer durchs Land
19. Warum Chorugh jetzt „sicher“ ist

20. Rundreise durch den Wakhan Korridor
21. Fernsehen – Zwei Perspektiven
22. Entscheidung in der Visumsfrage
23. Khujand – Kulturschock im Norden?
24. Drei Jahrzehnte journalistische Erfahrung
25. Asia Plus – Die letzte Hoffnung
26. Argumente der anderen Seite
27. Resümee auf dem Rückflug

## 1. Über mich und mein Thema

Ich arbeite als Fernsehjournalist bei der Kölner Produktionsfirma sagamedia und realisiere unterhaltsame Dokumentationen und Reportagen für öffentlich-rechtliche und private Fernsehsender. Studiert habe ich Politikwissenschaft und Philosophie in Oldenburg und Calgary. Anschließend bin ich als Lokaljournalist bei center.tv Bremen in die Berufswelt gestartet. Vor fünf Jahren wechselte ich zur sagamedia in meine Heimatstadt Köln. Einige meiner Kollegen sind Stipendiaten der Heinz-Kühn-Stiftung, so dass ich schon länger auf der Suche nach einem passenden Thema war. Die Möglichkeit, für längere Zeit und ohne zeitlichen Druck zu recherchieren, wollte ich auf jeden Fall nutzen. Ich wollte gerne ein politisches Thema recherchieren und am liebsten ein kühles und bergiges Land bereisen. Durch einen glücklichen Zufall kam ich auf das Thema „Pressefreiheit in Tadschikistan“.

Vor gut zwei Jahren durfte ich eine Studentin aus Tadschikistan kennenlernen und habe ihr meine Heimatstadt Köln gezeigt. Nebenbei konnte ich von ihr viel über Tadschikistan lernen. Sie hat mir als Erste von den Einschränkungen der Meinungs- und Pressefreiheit berichtet. Seitdem hat sich die Lage zunehmend verschlechtert. Auf der Rangliste der Pressefreiheit von Reporter ohne Grenzen ist Tadschikistan 2016 um 34 Plätze abgerutscht und gehört damit neben Brunei zu den größten Verlierern. Das Land liegt jetzt auf Platz 150 von 180 Ländern knapp vor der Türkei und hinter Russland. Um die Pressefreiheit scheint es also schlecht bestellt. Aber ich frage mich, was bedeutet das im Zeitalter von Facebook und Co. überhaupt? Kann nicht jeder alles posten und über Messenger anonym mit der ganzen Welt kommunizieren?

Während meines Aufenthalts wollte ich in Erfahrung bringen, wie die Pressefreiheit in Tadschikistan derzeit beschränkt wird. Was bedeutet das ganz praktisch für die einheimischen Kollegen? Darüber hinaus interessierte mich aber auch, inwieweit sich neue und soziale Medien über diese Beschränkungen hinwegsetzen können?

Für mich war es der erste längere Aufenthalt in einem autokratisch regierten Land. Präsident Rahmon regiert das zentralasiatische Land seit 1994. Seitdem wurden sämtliche Parlaments- und Präsidentschaftswahlen von internationalen Beobachtern als weder frei noch fair gewertet. Der Präsident und seine Familie kontrollieren nicht nur die Politik, sondern auch einen Großteil der Wirtschaft. Obwohl das Land mit einem Bruttoinlandsprodukt von 926 US Dollar pro Kopf das ärmste Land Zentralasiens ist, wird der herrschenden Elite angelastet, die Gewinne der erfolgreichen Aluminium- und Energieproduktion in die eigenen Taschen abzuzweigen. Über eine Million Tadschiken verdienen ihr Geld aufgrund des schwachen Arbeits-

marktes als Gastarbeiter in Russland. Über die Hälfte des Bruttoinlandsproduktes sind Transferzahlungen der Arbeitsmigranten an ihre Verwandten. Von den insgesamt etwas über acht Millionen Staatsbürgern lebt jeder Achte gar nicht in Tadschikistan. Da musste ich mich fragen, wie bedeutsam Pressefreiheit für die Menschen vor Ort unter solchen Bedingungen überhaupt ist? Wird die vermeintlich fehlende Pressefreiheit überhaupt als Problem wahrgenommen?

## **2. Erste Erfahrung mit tadschikischen Behörden**

Zu meiner eigenen Sicherheit ist es mir wichtig, nicht als Tourist, sondern offiziell als Journalist nach Tadschikistan zu reisen. Das tadschikische Außenministerium schreibt auf seiner Internetseite, der Akkreditierungsprozess dauere zehn Werktage. Etwa vier Wochen bemühte ich mich um eine Akkreditierung für Tadschikistan, doch ich wurde immer wieder nur getröstet. Schließlich waren es nur noch zwei Tage bis zum Abflug, als es plötzlich hieß, ich bekäme eine Akkreditierung, aber nur für vier Wochen. Die von mir beantragte, nicht permanente Akkreditierung sollte eigentlich drei Monate gültig sein. Da mein Stipendium einen Aufenthalt von sechs Wochen vorsah, musste ich mich also vor Ort darum kümmern, Akkreditierung und Visum zu verlängern.

Das Ministerium möchte mir keine Gründe für die Beschränkung meiner Akkreditierung nennen. Die Einstellung gegenüber jungen, deutschen Journalisten schien sich allerdings erst in den letzten Wochen geändert zu haben. Mit Stephanie Rohde war eine weitere Stipendiatin der Heinz-Kühn-Stiftung rund fünf Wochen vor mir ebenfalls nach Tadschikistan gereist. Ihre Akkreditierung wurde noch ohne Einschränkung gewährt.

## **3. Flug in ein Entwicklungsland**

Nach einem Zwischenstopp in Istanbul hebt die Maschine ab nach Dushanbe, der Hauptstadt Tadschikistans. Jetzt beginnt das Abenteuer. Alle Plätze sind belegt und die Passagiere um mich herum sind allesamt bei staatlichen Hilfsorganisationen und NGOs beschäftigt. Die Damen vor mir touren für US Aid um die Welt. Direkt neben mir sitzt jemand, der für eine deutsche Regierungsorganisation in Tadschikistan Berufsausbildungen fördert und betreut. Er ist Tadschike und spricht gerne über seine Arbeit. Es ist schon die dritte deutsche Hilfsorganisation, für die er tätig ist. Ich muss ein wenig über meine Reisepläne berichten. Als Bergfreund will ich natürlich

ins Pamir Gebirge, aber auch weil der Pamir eine Autonomieregion ist. Mein redseliger Gesprächspartner wird auf einmal auffällig still. Pamir sei eigentlich keine Autonomieregion. Zumindest hätten sie dort nichts mehr selbst zu bestimmen. Alles werde von Dushanbe gesteuert. Und das ist auch gut so? Er sagt es nicht, denkt es aber wohl. Seit 25 Jahren herrsche Frieden in Tadschikistan. Vereinzelt komme es hier und da zu kleineren Aufständen, aber im Großen und Ganzen herrsche Frieden und diese Stabilität wollten viele nicht mehr missen, auch wenn das bedeute an anderer Stelle auf Freiheiten zu verzichten. Vertiefen können wir das Thema leider nicht. Es ist ein Nachtflug. Aber es bleiben mir ja auch noch ganze sechs Wochen.

#### **4. Behördenmarathon live**

Die erste Nacht in Dushanbe war kurz. Nach vier Stunden Schlaf klingelt der Wecker um neun Uhr. Eindringlich wurde mir aufgetragen, mich zuallererst beim Außenministerium zu melden. Nur 20 Minuten muss ich im Ministerium warten, bis ein netter Herr mir mitteilt, dass ich meine Akkreditierung von ihm bekommen könne, auch wenn er eigentlich gar nicht in der zuständigen Abteilung arbeite. Ich müsse allerdings 20 Dollar zahlen und da sich die Konsularabteilung in einem Neubau befinde, müsse ich leider erst dorthin gehen und mit der Quittung zurückkommen. Schön und gut, plane ich also um. Ich wollte die Akkreditierung nur abholen und war schon mit meiner Dolmetscherin verabredet, um die Recherche zu besprechen. Doch vielleicht ist es ein glücklicher Zufall, dass sie mich den Rest des Tages begleitet. Es wartet ein Behördenmarathon auf uns, der den ganzen Tag dauern wird und selbst meiner Begleiterin die Nerven raubt. Im Konsulat kennt keiner die Gebühr, die ich zahlen soll. Wir diskutieren mit drei Beamten, bevor einer das Geld nimmt und eine Quittung ausstellt. Später erfahre ich, dass andere Journalisten für drei Monate nur 15 Dollar zahlen mussten.

Mit der Quittung zurück im Außenministerium werde ich dort auf einmal zum Chef des „Department of Information“ geführt. Er ist gar nicht begeistert, dass ich in Begleitung komme. Kurz, aber bestimmend fragt er meine Dolmetscherin aus. Die Situation entspannt sich als er merkt, dass sie nur Studentin ist und keine tadschikische Journalistin. Und mit einer kleinen Kopfdrehung zu mir wird er zu einem freundlichen Beamten, der mir jede Unterstützung verspricht. Wie ein Regenschirm würde man sich bei meiner Reise über mich spannen. Ich bekäme eine persönliche Ansprechpartnerin, an die ich mich wenden könne, wenn ich Unterstützung bräuchte. Da hätte ich doch gleich eine Bitte. Mir fehlt die Reisegenehmigung für das Pamir

Gebirge. Ob man mir helfen könne? Leider nicht. Da müsse ich wohl zu einer dritten Behörde.

Im zuständigen OVIR-Büro gibt es gleich mehrere Schalter, die sich sofort wieder über ihre Kompetenzen streiten. Keiner möchte verantwortlich sein und dann braucht auch diese Behörde erstmal eine Einzahlung, die man aber nur bei einer ganz bestimmten Bankfiliale machen kann. Um 15:58 Uhr erreichen wir die Bank. Ein Kunde wird noch bedient, während die Angestellten genüsslich solange auf die Uhr schauen bis es Punkt 16 Uhr ist. Feierabend. Alle raus. Herzlich willkommen in Tadschikistan.

## **5. Eins, zwei, drei Stimmung – Schlimmer als im Karneval**

Als Ausklang meines ersten Tages gönne ich mir ein bisschen Sightseeing. Die Statue von Ismael Somoni wird von der untergehenden Sonne angestrahlt. Es ist kurz nach sechs Uhr. Somoni war ein Emir des zehnten Jahrhunderts, dessen Ruhm in Tadschikistan neu entdeckt wurde, nachdem die UdSSR zerbrochen war. In vielen Städten stehen seine Statuen jetzt dort, wo früher Lenin stand. Auch aus dem höchsten Berg des Landes, dem „Peak Communism“, wurde der „Peak Somoni“. Sogar die Währung Tadschikistans ist nach dem frühzeitlichen Herrscher benannt. Somoni verkörpert Ruhm und Größe, wenngleich nicht alles, was die Historiker über Somoni schreiben, auch zum heutigen Staat Tadschikistan passt: „Wer auch immer Leute tyrannisiert, wurde von Somoni bestraft“ oder auch „Er war großzügig zu den Armen und war extrem gerecht“. Während ich den Prunk rund um Somonis Statue bewundere, frage ich mich, ob ich wirklich im ärmsten Nachfolgestaat der UdSSR gelandet bin. Über knapp einen halben Kilometer erstrecken sich Brunnen und Fontänen entlang der Prachtmeile. Sogar ein künstlicher Wasserfall wurde geschaffen, der gut 20-30 Meter in die Tiefe fällt. Hier sprudelt das Wasser aus vollen Rohren. Nebenan flattert eine gigantische Fahne auf einem 160 m hohen Fahnenmast. Bis in Saudi-Arabien ein höherer Fahnenmast gebaut wurde, hatte Tadschikistan den höchsten Fahnenmast weltweit. Zuvor lag der Rekord in Aserbaidschan, Nord-Korea und Turkmenistan. Anscheinend ist die Vorliebe für große Fahnen vor allem unter autokratischen Herrschern verbreitet.

Entlang der Wasserspiele kommen mir Jugendliche mit Fahnen entgegen. Nett, denke ich mir, vielleicht ein Fußballspiel. Aber nein, es gibt ein Konzert am Fuße des Wasserfalls. Dafür wurden rund um den Wasserfall fahenschwenkende Jugendliche platziert. Männer in schwarzen Anzügen koordinieren den Abstand und den Rhythmus der Schwenker. Es soll natürlich aussehen, aber alle Fahnen sind fabrikneu, haben die gleiche Größe und Far-



be. Ein paar Jungs sprechen mich an. Sie machen nach der Uni abends immer Fotos von Passanten entlang der Flaniermeile. Anschließend versuchen sie die Fotos an die Liebespärchen zu verkaufen. Heute Abend hat ihnen die Show das Geschäft vermässelt. Noch dazu sei die Musik so gar nichts für junge Menschen. Nur Omas und Opas würden das hören. Die ganze Show sei ja eigentlich fürs Fernsehen. Traditionell tadschikisch sei die Musik und alles solle nur noch tadschikisch sein. Die russischen Einflüsse und Wurzeln sollten verdrängt werden.

Die Jungs sind Studenten. Sie würden gerne nach Deutschland reisen. Einer hat schon mal ein Visum beantragt. Er spricht Englisch und würde gerne Geschäfte machen in Deutschland. Ob er mit seiner Kamera nicht auch Journalist werden könnte, frage ich. Da schüttelt er nur den Kopf. Nein, das sei kein guter Beruf, sagt er, lacht und zeigt auf die Bühne. Der Song endet gerade und die Fähnchen wedeln wieder.

## 6. Ärger mit dem Internet

Der zweite Tag begrüßt mich mit meinem ersten Stromausfall. Das könne jederzeit passieren und den Aufzug solle ich lieber meiden, heißt es im Hostel. Eigentlich für das Gebirge eingepackt, nutze ich meine Stirnlampe zum Duschen. Als der Strom wieder da ist, wird es Zeit im Hostel nach dem WLAN-Passwort zu fragen. Schließlich bin ich schon fast 24 Stunden in Dushanbe und so langsam vermisse ich Facebook und Co. Der „Administrator“ meines Hostels ist 20 Jahre alt. Er studiert Wirtschaft an der Uni und nutzt den Job im Hostel, um sein Englisch zu trainieren. Er gibt mir das Passwort und glücklich schreibe ich die ersten WhatsApp-Nachrichten. Ja, ich bin offensichtlich internetsüchtig, oder? Nein, ich brauche das Netz vor allem auch zur Recherche, um mit meinen Ansprechpartnern in Kontakt zu bleiben. Aber außer WhatsApp funktioniert nichts. Keine Emails, keine Internetseiten, kein Appstore. Das Netz scheint tot. Ich frage den Administrator, ob er weiß woran das liege. Für ihn ist es eine Selbstverständlichkeit. Die Seiten seien blockiert. Facebook funktioniert nicht. Gmail funktioniert nicht. Deutsche Seiten funktionieren nicht. Ich gerate ein wenig in Panik bei der Vorstellung, das alles nicht nutzen zu können. In meinen Mails befinden sich viele Kontakte, an die ich sonst nur schwer kommen würde. Auch meinen Reiseplan habe ich zur Sicherheit nicht ausgedruckt, sondern nur online gespeichert.

Doch als der Administrator meine Unruhe bemerkt, lächelt er nur müde. Warum ich denn kein VPN hätte? Das bräuchte man für fast alle ausländischen Angebote. Mit VPN funktioniere alles, aber ein bisschen langsamer.

VPN steht für Virtuuell Private Network. Handy und Computer sind durch das VPN nicht mehr direkt mit dem Internet verbunden, sondern mit einem Server, der z.B. auch in einem anderen Land stehen kann. Anfragen an das Internet gehen dann zuerst dorthin. Ein VPN nach Deutschland ermöglicht mir das Internet so zu nutzen als wäre ich daheim in Köln. Warum ich bislang kein VPN installiert hätte? Weil es bislang nie einen Grund dafür gegeben habe, antworte ich.

Schon öfters konnte ich auf Facebook lesen, dass Tadschiken sich über die Blockade einiger Internetseiten beschwerten. In Kommentaren verwiesen Freunde dann häufig auf Tricks zur Umgehung der Blockaden. Die Internetzensur ist anscheinend nur eine kurzfristige, kleine Hürde, die sich aber ziemlich einfach umgehen lässt. Das Internet lässt sich anscheinend nicht zensieren, womit eine meiner Fragen hier vor Ort recht schnell geklärt wäre.

Der Administrator meint, dass bis zu 40 Prozent des Internetverkehrs in Tadschikistan über VPN laufe. Vor drei Tagen habe Facebook mal kurz auch ohne VPN funktioniert, aber dann wieder nicht und jetzt nutze er VPN halt wieder. Seiten mit regierungskritischen Inhalten würden immer wieder blockiert und attackiert. Ja, die Sperre sei schon unsinnig, aber immerhin 60 Prozent der Nutzer würden dann doch nur das zensierte Netz nutzen, weil sie es nicht besser wüssten. Außerdem gingen vor kurzem auch Berichte durch die Medien, dass der tadschikische Staat aufgrund eines neuen Gesetzes bei Bedrohung der nationalen Sicherheit gleich das ganze Internet abschalten könne. Wenn das Internet komplett abgeschaltet würde, funktioniere natürlich auch der VPN-Trick nicht mehr. Doch das Internet ging auch ohne besagtes Gesetz schon einige Male „kaputt“. Kurz vor der Präsidentschaftswahl 2014 z.B. oder nach einem „Putschversuch“ von 2015. Waren es damals noch beschädigte Telefonleitungen, die das Internet in einem für die Regierung strategisch günstigen Moment lahmlegten, kann der Staat in Zukunft ganz legal das Netz abschalten, wenn die Interessen des Staates bedroht sind.

Ich frage, wie wichtig das Thema denn überhaupt in der Bevölkerung sei. Das Ergebnis unserer gemeinsamen Analyse: Wer sich neutral informieren möchte, gebildet ist und das Geld hat, der kann über VPN alles machen. Eine Zensur des Internets ist technisch nicht einfach. Aber der Großteil der tadschikischen Bevölkerung habe gar nicht das Geld, ausgiebig im Internet zu surfen. Viele hätten nicht einmal die notwendigen Geräte. Einen Job zu finden und Geld zu verdienen, sei das größte Problem. Nach dem Studium möchte er gerne in Tadschikistan arbeiten, obwohl es leichter sei, einen Job im Ausland zu bekommen und dort mehr Geld zu verdienen. Seine Familie, seine Freunde und seine Heimat seien ihm aber so wichtig, dass er eigentlich nicht im Ausland arbeiten möchte.

## 7. Journalistenschule und ein Einblick in die Zukunft des Journalismus

Nach ein paar Tagen bin ich zum Gespräch mit Mitarbeitern einer Journalistenschule über die Ausbildung und Arbeit von Journalisten in Tadschikistan verabredet. Namen werde ich zum Schutz meiner Quellen nicht nennen.

In der Schule werden meist Lehrgänge von mehreren Tagen absolviert. Manchmal dauern die Kurse auch einen Monat, das Maximum seien sechs Monate. Ziel ist es, den Journalisten neue Methoden beizubringen, mit denen sie ihr Publikum besser erreichen können. Daher werden sowohl junge Journalisten als auch „alte Hasen“ fortgebildet. Das Angebot richtet sich an das ganze Land und meist kommen die Journalisten aus allen Regionen in die Hauptstadt. 90 Prozent von ihnen hätten zu Beginn der Kurse keine Ahnung von Multimedia. Doch für Journalisten sei es sehr wichtig, nicht nur ein Medium zu bedienen. Wer für eine Zeitung schreibe, könne neben Fotos auch ein Video machen oder Töne für das Radio sammeln. Schon im Rahmen der Lehrgänge würden erste Arbeitsproben erstellt und viele davon gleich in den Medien platziert.

Natürlich weiß man auch in der Schule um die verschiedenen Sperren und Blockaden im Netz, doch VPN und Anonymizer würden das Problem lösen. Viele würden den Browser „Opera“ nutzen, denn dort wäre die entsprechende VPN-Technologie bereits integriert. Für Medienmacher erschwere das anonymisierte Surfen der Nutzer jedoch die Vermarktung der Werbeflächen. Es sei schwieriger Anzeigen zu verkaufen, wenn man den Kunden keine Informationen über die User einer Website liefern könne.

Die Themenauswahl während der Lehrgänge sei breit gefächert und umfasse soziale, ökonomische und politische Probleme. Um die Bevölkerung zu erreichen, werde das Internet immer wichtiger. Die Zeitungsverkäufe gingen wegen der wirtschaftlichen Krise stetig zurück. Zwar sei das Internet im Moment noch nicht günstig genug für alle, aber die Nutzung nehme immer weiter zu und deshalb sei es so wichtig multimedial zu arbeiten.

Die Mitarbeiter der Schule zeigen mir einige Beispiele erfolgreicher Multimediareportagen. In der Ersten geht es um einen Amnestieerlass zum 25jährigen Bestehen der Republik Tadschikistan. Der Präsident habe eine Amnestie für Häftlinge erlassen und 12.000 Gefangene wurden entlassen, doch die meisten von ihnen seien arbeitslos. Nur eine geringe Anzahl werde vom Staat unterstützt. 250 Somoni im Monat, umgerechnet keine 30 Euro, sei die Höhe des Arbeitslosengeldes. Die Entlassenen würden vom Staat und den Arbeitgebern diskriminiert, obwohl das gegen das Gesetz sei. Der Artikel endet mit einem Ausblick, dass einige der Arbeitslosen zu Terroristen

werden könnten, wenn es für sie die einzige Möglichkeit wäre, ihre Familien zu ernähren. Der Artikel solle nicht anklagen, sondern aufklären. Der Autor habe die Regierung nicht kritisiert, sondern auf einen Missstand verwiesen.

Ein anderes Beispiel: Der Fluss Vakh wurde in den letzten Jahren zu einem reißenden Strom. Das Flussufer ist bebaut und erodiert zunehmend. Häuser werden vom Fluß unterspült und die Bewohner müssen ihre Häuser abreißen, um sie einige hundert Meter entfernt wiederaufzubauen. Ein Absolvent der Schule habe eine Multimediareportage dazu kreiert. Er nutze Fotos, Videos und Interviews mit den Bewohnern und auch den lokalen Behörden. Er habe das Thema an eine Zeitung verkauft, aber auch als Video an das staatliche Fernsehen. So kam es, dass selbst der Präsident von der Situation zu hören bekam. Fünf Jahre hatten die Bewohner vergeblich versucht auf ihre Not aufmerksam zu machen und nichts passierte. Als der Präsident aber den Film sah, waren am nächsten Tag gleich drei Autos in dem Dorf, um den Bewohnern bei der Umsiedlung zu helfen. In einer „großen Versammlung“, bei der der Präsident regelmäßig seine Regierungsmitarbeiter trifft, musste der Verantwortliche vor allen Kollegen aufstehen und sich erklären. In zehn Medien sei das Material veröffentlicht worden. So stelle sich die Schule eine optimale Berichterstattung vor, die am Ende auch etwas bewirkt. Deshalb könnten die Geschichten, die in der Schule entstehen, auch von allen Medien übernommen werden. Eine Quellenangabe sei nicht erforderlich, werde aber wohl oft trotzdem gemacht. Meistens würden die Geschichten von privaten Medien übernommen, aber manchmal wie auch im Fall des Vakh-Videos würden sogar die staatlichen Medien Geschichten übernehmen.

Das klingt als sei kritische Berichterstattung möglich und als könnten Journalisten sogar Einfluss auf die tadschikische Regierung nehmen. Hierzu werde ich sicherlich noch weitere Meinungen einholen müssen. Ich frage mich und den Vertreter der Schule, ob Journalist in Tadschikistan denn ein Beruf mit Zukunft sei? Würde er z.B. seinem Sohn empfehlen, Journalist zu werden, wenn man doch so viel bewegen könne? Die Antwort lässt auf sich warten. Journalisten seien keine Banker. Man würde nicht viel Geld verdienen und es sei kein sicherer Job. Frei übersetzt sei Journalismus eher eine Berufung als ein Beruf, etwas fürs Herz, wo Enthusiasmus eine große Rolle spielt.

Dann zieht er unauffällig den Netzwerk-Stecker des Computers. Zufall oder Absicht? Ich weiß es nicht. Es werde schwieriger mit der Meinungsfreiheit, fährt er fort. Auch wirtschaftlich hätten viele Medien große Probleme. Der politische und wirtschaftliche Druck werde immer größer, deshalb sei Journalismus eher eine unsichere Branche. Mehr könne er nicht sagen.

## 8. Hilfe unerwünscht

Ein paar Tage später bin ich bei einer NGO eingeladen. Angeschrieben und angerufen habe ich fast 20 NGOs, aber die übrigen wollten nicht mit mir sprechen. Gleich zu Beginn werde ich gebeten, weder die Organisation noch den Ansprechpartner namentlich zu benennen. Alle NGOs sind staatlich lizenziert und man möchte keine Probleme bekommen. Die NGO ist westlich finanziert und kümmert sich um benachteiligte Gruppen in Tadschikistan. Mein Ansprechpartner erzählt mir, dass es keine öffentliche Unterstützung gebe, vielmehr behindere die tadschikische Regierung viele NGOs. Es habe einmal 4.500 NGOs gegeben. Jetzt seien es vielleicht noch 150, aber das sei vermutlich noch zu optimistisch geschätzt. Er habe selbst einmal eine eigene kleine Organisation gehabt, doch die musste er schließen, weil er die Steuern nicht zahlen konnte. Was man in Europa als gemeinnützig fördern würde, werde in Tadschikistan besteuert. Selbst für die Schließung hätte er noch zahlen müssen. Die Gebühren stiegen sogar noch an, weil er mehrere Jahre darauf warten musste, seinen Verein schließen zu dürfen.

Langsam verstehe ich, dass er anonym bleiben möchte. Mir gegenüber sitzt kein Anhänger des Präsidenten. Er ist alt genug, um die Sowjetzeit miterlebt zu haben. Damals sei alles besser gewesen, erzählt er. In der ganzen Sowjetunion hätte ein Kaffee das gleiche gekostet und überall habe es die gleichen Gesetze gegeben. Er habe im Tourismussektor gearbeitet und hätte ohne Pass überall hinreisen können. Auf der Straße nachts nach der Disco hätte man auch keine Angst haben müssen. Selbst wenn ich mir die Nostalgie des „früher war alles besser“ einmal wegdenke, habe ich den Eindruck, dass zu Sowjetzeiten wenigstens scheinbar eine Gleichheit vor dem Gesetz herrschte und ihm das ein Sicherheitsgefühl gegeben hat, das er heute so nicht mehr empfindet.

Heute kontrolliere die Familie des Präsidenten alles. Vom Immobilienmarkt über die Lebensmittelproduktion und die Supermärkte bis hin zum Automobilmarkt sei alles in der Hand einer Familie. Es sei nahezu unmöglich, in diesem Umfeld etwas aufzubauen. Sein Sohn habe einen Betrieb gehabt, solide geführt mit ein paar Angestellten. Einmal pro Monat musste er beim Finanzamt Steuern zahlen. Eines Tages sei er überrascht gewesen, weil die Steuern um 15 Prozent gestiegen seien. Erst habe es keine Erklärung dafür gegeben, dann hieß es, man habe einen zusätzlichen Mitarbeiter besteuert. Nur habe er gar keinen zusätzlichen Mitarbeiter eingestellt. Als er sich beschwerte, sagte man ihm, das Finanzamt müsse mehr Steuern eintreiben und deshalb habe man einen weiteren Mitarbeiter besteuert. Er müsse zahlen, also zahlte er. Einen Monat später sollte er noch einen zusätzlichen Mitarbeiter versteuern. Verzweifelt habe er seinen Vater um Unterstützung

gebeten, aber er habe seinem Sohn nur raten können, den Betrieb zu schließen. Als der Sohn die Schließung beim Finanzamt angekündigt habe, hätten die Beamten gleichgültig reagiert. Sie würden nur ihren Job machen und die Anordnungen von oben ausführen. Nun seien die Angestellten arbeitslos – sowohl die realen Angestellten als auch die vom Finanzamt hinzugedichteten. Und sein Sohn habe seitdem auch noch keinen neuen Job gefunden.

Die Steuerlast sei für die meisten Betriebe kaum zu ertragen. Deshalb müssten viele tricksen, um überleben zu können, aber der Staat hält dagegen. Im Einzelhandel habe die Regierung in Dushanbe z.B. Maschinen ausgegeben, mit denen Unternehmer ihre Einnahmen registrieren müssten. Eines dieser Geräte war mir tags zuvor im Supermarkt schon aufgefallen. Nachdem die Kassiererin alle Einkäufe registriert hatte, gab sie den Endbetrag anschließend in das kleine Gerät ein. Für den Einkauf bekam ich zwei Quittungen, obwohl ich bar gezahlt hatte. Mit den Daten würden die Umsätze überwacht und direkt besteuert. Es habe eine Erhebung gegeben, wonach in den letzten Jahren 1.200 von Frauen geführte Firmen schließen mussten, weil die Steuern gestiegen seien.

Die NGO vergebe Förderungen für Unternehmensneugründungen. Dadurch könnten sich junge Menschen eine Existenz aufbauen. Kredite würden im Moment mit 36 Prozent verzinst und dazu kämen dann noch sehr hohe Steuern obendrauf. Die Unternehmen müssten also sehr profitabel sein und selbst dann arbeiteten die Menschen hauptsächlich für den Staat und die Bank. Durch die Förderung bekämen sie die Möglichkeit, notwendige Produktionsmittel anzuschaffen und hätten eine Chance, durch ihre Arbeit ihre Familie zu ernähren. Die Förderung betrage maximal 1.300 Euro. Die meisten Anträge lägen aber weit unter diesem Betrag, weil die Menschen so bescheiden seien.

Ein durchschnittliches Gehalt läge in Tadschikistan bei rund 100 Dollar im Monat. Wenn die Antragsteller ein paar hundert Euro bekämen, wären sie schon überglücklich und für eine kleine Werkstatt, eine Backstube oder ein paar Tiere reiche das Geld.

## **9. Hello Mr. President!**

Um die Stadt zu erkunden, gönne ich mir einen Tag Auszeit. Ich laufe entlang der Rudaki Street. Der Prachtboulevard ist nach dem tadschikischen Nationaldichter benannt und ist die zentrale Verkehrsader der Stadt. Überall sehe ich Präsident Rahmon, der mich von unzähligen Plakaten anlächelt. Gerne lässt sich der Präsident inmitten eines fruchtbaren Getreidefeldes fotografieren oder zusammen mit fröhlichen Kindern vor einer Schule.

Manchmal wird der Präsident aber auch per Photoshop in seinem Anzug an die schönsten Orte des Landes befördert. Einen Spaziergang durch Dushanbe kann man sich vorstellen wie Wahlkampf in Deutschland, nur dass alle einen Kandidaten unterstützen.

Allerdings kann man entlang der Rudaki Street auch die einzigen westlichen Geschäfte wie Adidas oder Yves Rocher finden, sowie den alten Präsidentenpalast, mehrere Theater und Universitäten. Es wird gerade sehr viel gebaut und auf den Bauzäunen zeigen Grafiken schon heute die Prachtbauten der Zukunft. So ein Bauzaun umgibt auch schon das alte Mayakovskitheater. Tadschikistans ältestes Theater wird abgerissen. Als ich vorbeigehe, steht eine Baueinfahrt offen und ich kann direkt auf die Bühne schauen. Es wird nicht mehr lange dauern, bis nichts mehr an die 80 Jahre Theatergeschichte erinnert. Einst wurde hier die tadschikische sozialistische Sowjetrepublik ausgerufen, jetzt muss das historische Gebäude einem modernen Bürohochhaus weichen. In der Innenstadt gibt es zwar schon jetzt mehrere leerstehende Bürohochhäuser, aber es heißt, das Baugeschäft sei fest in der Hand der Präsidentenfamilie und deshalb werde weitergebaut.

Während ich die letzten Pfeiler des Theaters betrachte, wird es leer auf der Rudaki. Einige Busse dürfen noch bis zur nächsten Ecke fahren, dann ist die Straße komplett leer. Drei Spuren in jede Richtung. Alles leer. Manche Querstraßen werden von Polizeiautos abgesperrt, andere einfach von einem Bus blockiert. Die Fahrgäste müssen warten. Eine Straße weiter sperren zwei neue Range Rover mit vollständig getönten Scheiben den Verkehr. Ich merke, es liegt etwas in der Luft. Ich möchte die gespenstische Ruhe mit dem Handy fotografieren als mich ein Polizist böse anblickt und mit den Armen winkt. OK, denke ich, dann nicht. Wenig später rast eine Kolonne vorbei. Erst zwei Polizeiautos. Dann vier Luxuskarossen und nochmal ein Polizeiauto. Sie fahren mitten auf der Straße, also nicht in Fahrtrichtung mittig, sondern mitten auf der sechsspurigen Straße und sie fahren sehr schnell. Das sei der Präsident, höre ich mit einem Ohr und da ist der Spuk auch gleich wieder vorbei – glaube ich zumindest. Ein Polizist zeigt auf mich und kommt zu mir.

Mit ein paar Brocken Tadschikisch erkläre ich, dass ich nur Englisch, Französisch und Deutsch spreche und Tourist bin. Ich verstehe nicht, was er von mir will. Zwei indische Studenten stehen neben uns und werden auf uns aufmerksam. Sie verstehen Englisch und übersetzen. Er wolle mein Telefon sehen und die Bilder, die ich gemacht habe. Ich sage, ich habe keine Bilder gemacht und will es ihm zeigen, doch er nimmt sich mein Telefon. Und dann ist es auch schon weg. Was zum Himmel, denke ich. Was soll das? Die Inder bemerken mein Unverständnis und versuchen mich zu beruhigen. Ich fühle

mich unschuldig und frage, was das Problem sei. Als Tourist sei ich nur neugierig gewesen. Dass der Präsident vorbeifahre, hätte ich nicht erwartet.

Die Inder sagen mir, es gehe dem Polizisten nur um Geld. Ich solle 20 Somoni bereithalten, aber noch nicht jetzt. Sie führen uns etwas weg von der Hauptstraße. Dort könne man besser reden. Er drohe, mich auf die Polizeistation zu bringen. Warum? frage ich. Keine Ahnung. Immer wieder spielt er mit meinem Telefon. Holt es heraus, drückt drauf und steckt es wieder weg. Jedes Mal schießt mir durch den Kopf, was alles auf dem Telefon ist, wo ich die Daten und Kontakte noch hätte und wen ich damit kompromittieren würde. Mein Handy zu verlieren wäre gerade der Super Gau. Einer der beiden Studenten hat den Polizisten ein paar Meter weggeführt. Jetzt kommt er mit einem Grinsen zu mir. Ich solle 50 Somoni zahlen, sagen die Inder, und ruhig bleiben. „Now I fuck him“, verspricht der Verhandlungsführer und geht siegesgewiss mit meinem Geld zum Polizisten. Die Verhandlung scheint ihm Spaß zu machen. Er brauche noch einmal 20 Somoni. Ich überlege einfach noch etwas draufzulegen, müsste dafür aber meine Geldbörse öffnen. Tatsächlich rückt der Polizist nun aber mein Telefon raus. Eine Erklärung gibt es nicht, stattdessen macht sich der Beamte zügig auf den Weg. Erleichtert, aber auch mit einem Puls von 180, danke ich den Indern. Ich will sie noch zu etwas einladen, aber das halten sie nicht für nötig. 70 Somoni, knapp neun Euro, nur um einmal das Auto des Präsidenten gesehen zu haben. Das hätte ich mir sparen können. Quittung gab es auch nicht. Danke, Mr. President.

## 10. Perspektiven in der Wirtschaft

Über Facebook habe ich einen Studenten kennengelernt. Wir sind zum Tee verabredet. Er studiert Wirtschaft und ich möchte mehr über die wirtschaftliche Situation und Stimmung erfahren. Der Wirtschaft gehe es schlecht, weil es Russland schlecht gehe. Tadschikistan sei sehr stark abhängig von der russischen Wirtschaft, weil traditionell viele Tadschiken als Arbeitsmigranten nach Russland gingen. Rund eine Millionen Tadschiken lebten in Russland, die durch ihre Überweisungen fast die Hälfte der tadschikischen Wirtschaftsleistung ausmachten.

Das größte Problem sei aber ein hausgemachtes, nämlich die Korruption. Einen gut bezahlten Job beim Staat, aber auch in Unternehmen, bekomme man nur, wenn man die richtigen Freunde oder Verwandten habe. Wer keine Verbindungen habe, könne versuchen sich mit Geld einen Job zu erkaufen, aber das sei immer mit dem Risiko verbunden, dafür irgendwann belangt zu werden. Am liebsten würde er einfach eine eigene Firma aufmachen, aber



die Bedingungen dafür seien nicht gegeben. Nur wenn er die kommenden zehn Jahre einen Job habe und das Geld sparen würde, könne er eine Firma gründen. Sonst seien die Zinsen zu hoch. Das könne niemand erwirtschaften. Auch müsse man mit einer eigenen Firma jederzeit damit rechnen, dass jemand vom Amt komme und einen beliebigen Geldbetrag verlange. Wenn man nicht zahle, werde die Firma geschlossen. Selbst erfolgreiche Firmen seien schon durch die Regierenden und deren Verwandte übernommen worden. Bei Touristen sehr beliebt sei ein Busunternehmen gewesen, das zu einem festen Preis und nach Fahrplan Überlandfahrten angeboten habe. Ein Verwandter des Präsidenten habe das Unternehmen übernommen, jetzt sei die Firma pleite. Ähnlich sei es einer Firma ergangen, die erfolgreich Werbeflächen vermarktet habe. Ein Bruder des Präsidenten habe einfach eine Firma mit dem gleichen Geschäftsmodell gegründet und innerhalb kürzester Zeit sämtliche Kunden übernommen. Solche Geschichten würden sich rumsprechen, auch wenn sie nicht in der Zeitung stehen.

Dennoch fürchtet er größere Veränderungen. Frieden sei das Wichtigste und den hätten sie ja. Er selbst wurde erst nach dem Bürgerkrieg geboren, doch Eltern und Großeltern würden erzählen wie schlimm es war und niemand wolle wieder Krieg. Natürlich könnte vieles besser sein, aber es sei eben auch schon schlechter gewesen.

Weil er nicht erst mit 30 Jahren eine eigene Firma gründen wolle, plane er bald ins Ausland zu gehen. Viele würden gerne das Land verlassen und das sei dann neben der Korruption das andere große Problem, vor allem, wenn man an die Zukunft denke. Jeder, der noch jung und ungebunden sei, denke darüber nach, das Land zu verlassen. In der Tat ist mir schon aufgefallen, dass man auf den Straßen viele Schüler und Studenten sieht und auch ältere Menschen. Tadschiken in meinem Alter, Mitte 30, sind selten und wenn, dann fahren sie meist in einem sündhaft teuren SUV über die Straße.

Natürlich frage ich ihn auch nach Sozialen Medien und der Presse. Für ihn sei das kein großes Thema. Es sei allgemein bekannt, dass Seiten blockiert würden, aber informieren könne man sich trotzdem. Facebook nutze er häufig, obwohl es meistens blockiert sei. Es gebe fast immer einen Weg, darauf zuzugreifen. Dasselbe gelte für YouTube. Er schaue dort viele Videos aus Russland, aber auch aus den USA. Eine tadschikische Zeitung habe er sich hingegen noch nie gekauft.

Mich hat an unserem Gespräch überrascht, dass man offen über die Regierung, Korruption und Pressefreiheit reden kann. Der Druck und die Angst vor dem Regime sind wohl nicht so groß. Man arrangiert sich. Unmut ist zwar vorhanden, aber auch das Eingeständnis der Notwendigkeit eines stabilen Staates. Man möchte nicht in einem zweiten Syrien leben. Was mich in Gedanken aber noch den ganzen Abend beschäftigt, ist die beschriebene

Perspektivlosigkeit, die vor allem junge Menschen ins Ausland treibt. Ursache dafür scheint nicht nur die schlechte Wirtschaftslage, sondern auch die Rahmenbedingungen des staatlichen Systems.

## 11. Chancen des Lokaljournalismus

Eine private und unabhängige Lokalzeitung hat sich zu einem Gespräch über ihre Arbeit bereit erklärt. Für das Treffen bin ich in eine kleinere Stadt gefahren. Genauere Angaben möchte ich zum Schutz meiner Quellen nicht machen.

Gleich zu Beginn gibt es für mich eine große Überraschung, denn derzeit sei der Zeitungsbetrieb eingestellt. Vor wenigen Wochen sei die Förderung durch internationale Geldgeber ausgelaufen und selbst finanzieren konnte sich die Zeitung noch nie. Werbekunden gebe es kaum. Für ein paar Ausgaben hätten sie mal ein paar Anzeigen gehabt, aber das sei nie nachhaltig gewesen. Stellenanzeigen würden zwar abgedruckt, aber eher als Service für die Leser und nicht, weil es dafür Geld gebe. Der Preis der Zeitung variere je nach Finanzierung der internationalen Geldgeber. Zuletzt habe der Preis bei umgerechnet ca. 30 US Cent gelegen, aber man habe die Zeitung auch schon kostenlos verteilt. Verschiedene Stiftungen aus Europa und den USA hätten die Gelder bereitgestellt, aber bis Ende des Jahres gebe es eine Finanzierungslücke. Daher sei der Betrieb eingestellt. Zuletzt habe die Auflage 4.000 Stück betragen. Die Stimmung sei gerade etwas getrübt, aber dennoch positiv.

Blattmacher darf hier durchaus noch wörtlich verstanden werden, denn die Zeitungen wurden mit eigenen Druckmaschinen und von Hand im Nebengebäude gedruckt. Weil im Moment nichts gedruckt wird, mussten mehrere Mitarbeiter entlassen werden. Der redaktionelle Kern wartet darauf, dass es weitergeht und verkauft solange Texte an überregionale Zeitungen und private Kunden. Man hat Jahrzehnte lange Erfahrung und schon einiges erlebt. Der Stolz auf die eigene Zeitung ist spürbar und Vertrauen in die Zukunft ist vorhanden. Man holt einen großen Stapel Zeitungen aus dem Nebenzimmer und zeigt mir anhand verschiedener Ausgaben die Entwicklung: In den letzten Jahren sei der Umfang von anfänglich zwei auf nunmehr 12 Seiten gewachsen. Einerseits habe man immer mehr eigene Artikel geschrieben, aber auch kostenlos Artikel anderer Medien genutzt. Die überregionalen Zeitungen seien oft dazu bereit, Inhalte zu teilen, wenn man die Quelle angebe.

Mich interessiert, inwieweit es eine Zensur durch den Staat gibt. Die Aufmacher der letzten Ausgaben seien ausschließlich kritische Beiträge zu den

herrschenden Umständen gewesen. Es mangle z.B. an Wasser. Kurz nach dem Besuch des Präsidenten zum 25sten Geburtstag der Republik sei die Wasserversorgung zwar besser geworden, aber nach wenigen Wochen sei alles wieder beim Alten gewesen. Wenn man darüber objektiv berichte, beide Seiten berücksichtige und keinen beschuldige, dann könne man über solche Themen schreiben. Doch es dürfe nicht politisch sein. Man sollte daher eher von einer Selbstzensur sprechen, die allerdings durch externen Druck entstanden sei. Wenn man zu kritisch berichte, dann komme schnell Besuch von Staatsbeamten und die würden mehr oder weniger freundlich darauf verweisen, was möglich sei. Den Präsidenten und seine Familie sollte man z.B. besser nie in einen Zusammenhang mit kritischen Berichten bringen. Auf dem Papier gebe es zwar durchaus ein Recht auf Pressefreiheit, aber am Ende würde immer die Regierung entscheiden, wo die Grenze verlaufe und der Spielraum sei in den letzten Jahren enger geworden.

Das Internet sei für ihre Zeitung eher schädlich. Wie überall auf der Welt stehe das Netz auch in Tadschikistan in Konkurrenz zu den Zeitungen. Seine besten Artikel hätten zwar online bis zu 15.000 Leser am ersten Tag und das sei weit mehr als die letzte Printauflage mit 4.000 Stück. Auch seien die Kosten für eine Website ja viel geringer als für den Druck, aber es fehle im Netz gänzlich an Einnahmequellen.

Ob im Netz oder auf der Straße, es gelinge einfach nicht mit der Zeitung Geld zu verdienen. Mal wird ein Artikel an die überregionale Zeitung Asia-Plus verkauft, ansonsten komme das Geld von NGOs oder eben, wie im Moment, gar nicht.

Mich lässt der Besuch ratlos zurück. Wenn die Medien als unabhängige vierte Macht im Staat nicht existieren können, welche Funktion erfüllen sie dann in ihrer Abhängigkeit von ausländischen Geldgebern? Was müsste sich ändern, damit Lokalzeitungen profitabel arbeiten können? Derzeit scheint das nicht zu funktionieren, zumindest nicht jenseits Dushanbes. Um ein Gespräch mit einer überregionalen Zeitung bemühe ich mich intensiv, aber den passenden Ansprechpartner zu finden, ist kompliziert.

## **12. Durch Zufall bis ins Wohnzimmer**

Meine erste Woche Tadschikistan ist vorbei. Das Wochenende möchte ich ruhig angehen. Auf einem Trödelmarkt suche ich nach originellen Souvenirs, aber mit meinen blonden Haaren dauert es nicht lange bis ich angesprochen werde. Nasrullo fragt mich, ob ich Englisch spreche. Ich freue mich über die unerwartete Begleitung. Vielleicht kann er mir ja später sogar bei den Preisverhandlungen helfen. Doch dazu kommen wir erstmal gar nicht.

Aus Nasrullo sprudeln die Worte nur so. Er lerne Englisch auf einem College, weil er Lehrer werden möchte. Ob ich denn bei Facebook sei? Klar, sage ich, und möchte mich gerade mit ihm befreunden als er mir verrät, dass er ja gar nicht bei Facebook sei. Sein Lehrer habe nur erzählt man müsse dort sein, um mit Westeuropäern in Kontakte bleiben zu können. Und von mir will er jetzt eigentlich nur wissen, ob das stimme, was ich bejahe. Er habe mal versucht sich anzumelden, sei aber gescheitert, weil Facebook einen Scan seines Personalausweises gefordert habe.

Nasrullo hat kein Smartphone und Internet zu Hause hat er auch nicht. Ungewöhnlich finde ich das, denn bis jetzt liefen zumindest in Dushanbe die meisten Jugendlichen mit Smartphones herum. Nasrullo hat auf dem Flohmarkt zwei Stück Seife gekauft hat. Das Geld für ein Smartphone scheint er nicht zu haben, dennoch studiert er und spricht Englisch. Da er mir auf Schritt und Tritt überallhin folgt, nutze ich die Gelegenheit, um mehr zu erfahren. Er hat drei Brüder und zwei Schwestern, ist aber der einzige der studiert. Er solle später Lehrer werden. Viel lieber wäre er Polizist, aber sein Vater würde ihn dann rausschmeißen. Auch seine Schwestern und sein Onkel hätten ihm schon gesagt, dass er sie als Polizist nicht mehr besuchen dürfe. Was es gegen den Beruf einzuwenden gebe, frage ich. Man könne als Polizist gut verdienen und man dürfe faul sein. Ja, Polizisten dürften „lazy“ sein. Sie stünden oft den ganzen Tag am Straßenrand und würden die Fahrer rauswinken. Das gefalle ihm an dem Beruf. Seinen Verwandten gefalle aber nicht, dass Polizisten fast immer wütend seien. „Angry“ sagt er und meint damit vermutlich eher aggressiv. Ich muss gleich an meinen kleinen Polizeizwischenfall denken. Polizist werde er auf jeden Fall nicht, denn seine Familie sei ihm wichtig und die würde ihn wohl sonst verstoßen.

Längst haben wir den Trödelmarkt verlassen und spazieren durch die Stadt. Spontan habe ich die Idee, eine Zeitung zu kaufen. Er möchte ja mit mir sein Englisch üben und ich würde gerne wissen, was in der Zeitung steht. Also kombinieren wir unsere Anliegen. Eine Zeitung kann man in Tadschikistan nicht kaufen ohne ein kurzes Gespräch mit der Verkäuferin. Asia Plus solle ich kaufen, da stehe sogar was in Englisch drin, sagt die Verkäuferin. Sie blättert uns die ganze Zeitung durch, damit wir sie kaufen. Am Ende sind nur zwei Stellenanzeigen auf Englisch, aber wir kaufen die Zeitung trotzdem. Asia Plus ist der größte private Medienkonzern des Landes und daher wäre meine Wahl sowieso auf diese Zeitung gefallen. Die ältere Dame freut sich über meine Entscheidung. Der Zeitungsstand gehöre eigentlich ihrem Sohn, aber der sei in Russland arbeiten. Wie sollte es auch anders sein.

Wir setzen unseren ziellosen Spaziergang fort. Schon auf Seite sechs stolpern wir wieder über das Thema Polizei. Eine Infografik erkläre die Rech-

te der Bürger, wenn die Polizei zu Besuch komme. Als erstes solle man sich den Ausweis der Polizisten zeigen lassen und sich Namen und Geburtsdaten merken. Eine Telefonnummer sei angegeben, die man anrufen könne, um sich die Echtheit der Polizisten bestätigen zu lassen. Wenn es nur um eine Befragung gehe, solle man mit dem Polizisten einen Termin außerhalb des Hauses vereinbaren und ihn nicht einlassen. Man solle aber in jedem Fall die Tür öffnen, weil Polizisten sonst das Recht hätten, sich gewaltsam Einlass zu verschaffen. Wenn es nicht nur um eine Befragung, sondern um eine Durchsuchung gehe, dann dürfe man Einsicht in den Gerichtsbeschluss verlangen und zwei Zeugen hinzuziehen. Auch werde dazu geraten, alles auf Video aufzunehmen. Das sei erlaubt. Für den Fall, dass die Polizei ohne Gerichtsbeschluss und gegen den eigenen Willen die Wohnung betrete, solle man sofort zur nächstgelegenen Staatsanwaltschaft gehen und eine Beschwerde abgeben. Letzter Rat: Die Polizei auf keinen Fall beleidigen, weil das sonst instrumentalisiert werden und z.B. zur Verhaftung führen könne. Nasrullo hält es für nichts Besonderes, das solche Informationen in der Zeitung stehen. Ich finde es etwas verstörend, derartige Tipps in der Zeitung zu lesen, weil die Informationen bestimmt nicht ohne Grund in dieser Form veröffentlicht werden.

In der Redaktion der Lokalzeitung vor ein paar Tagen hatte man mir erklärt, das oberste Gebot sei es, möglichst objektiv über Themen zu berichten. Dieser Artikel wäre ein gutes Beispiel dafür. Die rechtliche Situation wird dem Leser erläutert, ohne die „Bedrohung durch Polizisten“ zu benennen. Auch gibt es keine Anklage oder Schuldzuweisung.

Ein paar Tage später erfahre ich, dass der Auslöser der Geschichte eine unangemeldete Hausdurchsuchung war, bei der eine NGO-Mitarbeiterin geschlagen und verhaftet wurde. Vor dem Hintergrund, dass viele Leser von dem Vorfall gehört haben mussten, wird der nüchterne Artikel für mich dann doch zu einer Anklage des polizeilichen Fehlverhaltens. Ohne jemand zu beschuldigen wird durch die Konfrontation des rechtlichen Rahmens einer Durchsuchung im Artikel mit dem tatsächlichen Ablauf der Hausdurchsuchung in Dushanbe das Unrecht identifiziert.

Nasrullo aber weiß in diesem Moment nichts über die Hintergründe. Also blättern wir weiter und stoßen auf einen Artikel, wie ich ihn am liebsten gar nicht lesen würde. Der Journalist Doro Suhrob wurde bewusstlos geschlagen. Er glaubt einen der Schläger erkannt zu haben. Dennoch ermittelt die Staatsanwaltschaft nicht. Darüber beschwerten sich die Anwälte des Opfers mit einer schriftlichen Note beim Präsidenten. Die Behörden gingen davon aus, dass Drogenabhängige den Angriff verübt hätten. Zeugen hätten die Schläger zwar fotografiert, aber die Handys seien zerstört worden – von wem lässt der Artikel offen. Die vermeintlichen Drogenabhängigen

hätten das Opfer wohl als „Budik“ beschimpft, ein Schimpfwort für Bewohner des Nordens. Präsident Rahmon hingegen kommt aus dem Süden des Landes. Budikis wüssten nicht, was man über den Staat schreiben dürfe und alle Zeitungen seien gegen die Regierung, hätten die Täter gerufen. Falls es sich wirklich um Drogenabhängige gehandelt hat, bemerke ich, so hatten sie in jedem Fall eine politische Meinung und wussten auch, wen sie da attackierten.

Einerseits schockiert es mich, dass Schläger auf Journalisten losgehen, andererseits bin ich auch erstaunt, dass darüber in der unabhängigen Presse so frei berichtet wird. Nasrullo findet das zwar erstaunlich, aber auch nicht ungewöhnlich. Richtig interessiert ist er nicht. Gedanklich ist er schon bei dem Highlight unseres Spaziergangs. Er hat mir angeboten seine Straße zu zeigen. Eigentlich hat er es mir aufgedrängt, aber warum nicht. Es sollten nur 15 Minuten zum Haus seiner Familie sein. Wenn man schnell gehe, dann seien es sogar nur 7 Minuten. Wir sind jetzt rund 30 Minuten unterwegs und kommen bei einem Palast an. Das Gebäude heiße übersetzt „Land 90“. Ich werde nicht schlau daraus. Frage, ob es ein Hotel sei oder ein Theater. Erklären kann er mir die Funktion nicht, deshalb will er einfach mit mir reingehen. Das Gebäude wirkt hochoffiziell, sehr edel und neu. Ich warte darauf, dass jeden Augenblick ein Wachmann auftaucht, der uns verscheucht. Aber es kommt niemand. Drinnen wartet eine riesige Halle mit Kronleuchtern, so groß wie ein LKW auf uns. Der Palast ist ein Shoppingcenter, mit Marmor bestückt und edlen Holztischen versehen, aber menschenleer. Heute ist zwar Sonntag und die Geschäfte haben geschlossen, aber ganz wenige Geschäfte sind überhaupt vermietet. Die meisten Lokale stehen leer. Nasrullo ist trotzdem begeistert von dem Gebäude. Die Shops seien leer, weil die Mieten so hoch seien. Für ihn scheint das etwas Gutes zu sein, weil hohe Mieten ja hohe Preise sind und das für ein tolles, teures Gebäude spreche. Betriebswirtschaftlich gesehen muss das „Land 90“ ein Flop sein. Über drei Etagen erstreckt sich der Shoppingtempel. Im Erdgeschoss fehlen die Ankermieter der großen Flächen komplett. In den oberen Etagen sind von je 20-30 Ladenlokalen vielleicht vier bis fünf vermietet. Dazu eine Ausstattung, die selbst bei uns in Deutschland für die Topinnenstadtlagen ausreichen würde. Ich frage mich einfach nur, wie so ein Kasten hier in Dushanbe landen konnte, denn wir sind nicht einmal mehr in der unmittelbaren Innenstadt. Und wer finanziert so etwas?

Direkt hinter dem Palastshoppingcenter fangen flach bebaute, alte Gassen an, die auf die umliegenden Hügel führen. Auf so einem Hügel wohnt Nasrullo mit seiner Familie. Die Häuser haben alle zwei bis drei Räume und einen Innenhof. Zur Straße hin wird der Hof von einem hohen Tor abgeschotet. Nach insgesamt über einer Stunde Fußmarsch den Hügel hinauf sind wir

dann endlich angekommen. Hier erwartet mich zum ersten Mal die typisch tadschikische Gastfreundschaft. Ich solle mich auf den feinen Teppich setzen. Die Mutter bringt Osh, ein traditionelles Reisgericht mit Fleisch, Äpfel, frische Datteln und Süßigkeiten. Es schmeckt vorzüglich und nacheinander stellen sich seine Brüder und ein Onkel vor. Jeder darf den exotischen Gast einmal begrüßen und zieht sich dann dezent gleich wieder zurück. Angestrengt überlege ich, was ich über ein Dankeschön für die Gastfreundschaft gelesen habe, aber Nasrullo lehnt jede Bezahlung kategorisch ab. Für ihn sei es einfach nur schön, einen Touristen angesprochen zu haben. Dass er Englisch üben konnte, sei schon genug und er wollte mich unbedingt bald wiedersehen.

Mein Erholungstag war nun doch nicht so erholsam, aber reich an Erfahrung und gutem Essen.

### **13. Antrag auf Visumsverlängerung**

Rund vier Wochen hatte ich in Deutschland gebraucht, um mein Visum für Tadschikistan zu bekommen. Leider ist es auch nur vier Wochen gültig, weil das Außenministerium mich nur für vier Wochen akkreditiert hat. Das Stipendium der Heinz-Kühn-Stiftung hingegen läuft über sechs Wochen, für diese Zeit bin ich von meinem Arbeitgeber freigestellt und solange möchte ich auch bleiben. Vor meiner Abreise meinte die Angestellte des Ministeriums, ich könne vor Ort verlängern und genau damit möchte ich mich heute beschäftigen, damit ich am Ende nicht ohne Visum unterwegs bin. Meine Anfrage beim Außenministerium wird knapp beantwortet: Ich solle zum Konsulat gehen, den Presseausweis zeigen und dann sei das alles ganz einfach. Leider gilt der vom Ministerium ausgestellte Presseausweis ja nur für vier Wochen und das sieht auch der Konsularbeamte gleich als erstes. Meine Ansprechpartnerin im Außenministerium möchte er nicht anrufen bzw. er kann sie nicht anrufen. Mobiltelefone haben keinen Empfang im Konsulat. Telefone gibt es in dem erst vor kurzem feierlich eröffneten Gebäude nicht. Ich sitze also in einer Abteilung des Außenministeriums, die während ihrer Arbeit nicht in der Lage ist beim Außenministerium selbst anzurufen. Verstehen muss ich das nicht. Für den Augenblick wünsche ich mir vor allem eine Lösung und endlich Planungssicherheit für meinen restlichen Aufenthalt. Heute laufe ich aber wieder von Behörde zu Behörde. Man sagt mir, ich bräuchte jeweils Kopien vom Pass, dem alten Visum und ein ausgefülltes Visumantragsformular. Alles in doppelter Ausführung. Wenig später erkläre ich mit Händen und Füßen in einem Copyshop, was ich brauche. Kopieren geht einfach. Weil das Visumantragsformular aber nur im Internet steht und

das Konsulat keine Blankoformulare hat, muss ich die Datei erst runterladen bevor ich sie ausdrucken kann. Bis der Copyshopbesitzer versteht, was ich möchte und den Internetstick seines PCs aufgeladen hat, ist es zu spät, um die Unterlagen noch beim Konsulat abzugeben. Heute wird das nichts mehr.

#### **14. Wenn man nicht nur als Journalist Talent hat**

Am Abend bin ich mit einem Journalisten verabredet. Wir treffen uns in der Bundesbar. Das Logo der Bar ist der deutsche Bundesadler. Der Laden ist so erfolgreich, dass es mittlerweile noch zwei weitere Bundesbars in Dushanbe gibt. Mein Gesprächspartner hat 15 Jahre als Journalist gearbeitet. Er hat gute Gründe anonym bleiben zu wollen.

Während des Bürgerkrieges in den 1990ern sei er zur Uni gegangen. Der Krieg habe viel länger gedauert als offiziell anerkannt und hätte schon zu Sowjetzeiten begonnen. Fast zehn Jahre habe es in Tadschikistan Bürgerkrieg gegeben und er habe die ganze Zeit miterlebt. Es sei grausam gewesen. Die Clans hätten gegeneinander gekämpft. Es habe 150.000 Tote gegeben. Auch hier seien die offiziellen Angaben viel niedriger. Er wolle nie wieder etwas Ähnliches erleben. Die meisten Kämpfe habe es in Dushanbe gegeben. Dennoch sei das Leben irgendwie weitergegangen. Man habe sich z.B. regelmäßig im Mayakovsky Theater versammelt und musiziert. Dort sei 1929 ja schon die sozialistische Sowjetrepublik ausgerufen worden. Das Haus habe so viel Geschichte und Bedeutung für Tadschikistan, dass der Abriss das dümmste sei, was man nur machen könne.

Entscheidungen seien damals aber im Norden des Landes gefällt worden. In Khujand, wo die politische Elite saß, habe der jetzige Präsident Rahmon den damaligen Präsidenten Nabijew zum Rücktritt gezwungen, dann sei er erst zum Chef des Rates ernannt und schließlich zum Präsidenten gewählt worden. Rahmon habe zwar den Frieden ausgehandelt, aber seitdem die Macht mit Gewalt auf sich konzentriert.

Dushanbe sei eine blühende Stadt gewesen. Zu Sowjetzeiten seien viele Ausländer durch Umsiedlungen in die Stadt gekommen. Wolgadeutsche hätten fast ein Viertel der Bevölkerung ausgemacht, ein weiteres Viertel seien Russen gewesen. Alle hätten friedlich miteinander gelebt: Immigranten aus dem Sowjetreich, Pamiri aus der Provinz Berg-Badachschan im Osten, Kulobis aus dem Süden und Sughdnis/Leninabadis aus dem Norden Tadschikistans. Mit dem Zusammenbruch der UdSSR sei das „Multikulti“ verloren gegangen. Die Deutschen seien als erste gegangen. Es gäbe in Tadschikistan heute zwar noch ein paar Ortschaften, wo man bewundern könne, was die Deutschen damals gebaut hätten, aber die deutschstämmige



Bevölkerung sei komplett weg. Im Vergleich zu früher sei auch die Schulbildung heute nichts mehr wert. Selbst die guten Schulen taugten nichts, weil die Lehrer schlecht bezahlt würden. Mit Geld könne man sich gute Noten kaufen, die Leistung spiele meist nur eine Nebenrolle.

Ihm scheint viel auf dem Herzen zu liegen. Er hat viel zu kritisieren, aber er schreibt keine Artikel mehr, denn seinen Job als Journalist musste er aufgeben. Er habe im Herbst letzten Jahres als Journalist gekündigt, weil die Arbeit einfach nicht mehr möglich gewesen sei. Der Druck auf die Medien sei bedeutend höher geworden. Viele Zeitungen hätten z.B. Mitarbeiter entlassen müssen, weil bei ihnen keine Werbung mehr geschaltet worden sei und die Einnahmen fehlten. Seine Kündigung habe er aber, nach einem Gespräch beim Geheimdienst, selbst eingereicht. Solche Gespräche habe es immer wieder nach kritischen Berichten gegeben. Man sei vom Ministerium eingeladen worden und hätte sich Kritik anhören müssen. Es habe auch früher schon Drohungen gegeben, aber am Ende des Gesprächs sei die Stimmung immer wieder versöhnlich gewesen. Die letzten Jahre habe der Druck aber zugenommen bis man ihm unmissverständlich klargemacht habe, dass er doch viele andere Talente besitze und nicht mehr als Journalist arbeiten solle. Er habe Familie und Kinder, die ihm wichtiger seien als die Pressefreiheit. Es gebe keine Helden in Tadschikistan, die sich opfern wollten für die Idee der Pressefreiheit. Er zumindest kenne keine.

Angefangen habe es vor drei Jahren mit dem Fall der Kolumnistin Olga Tutobiva. Sie habe einen Vergleich Tadschikistans mit einem Chamäleon gezogen und dabei vom „Shit of the Nation“ geschrieben. Nur wegen des Wortes Shit, habe sie und ihre Zeitung je 3.000 Dollar zahlen müssen. Das sei ein Zeichen gewesen und der Anfang einer Entwicklung. In den letzten Monaten habe es drastische Änderungen gegeben. Die Beleidigung des Präsidenten werde jetzt mit bis zu 5 Jahren Haft bestraft, obwohl Beleidigung sowieso strafbar sei. Vor wenigen Tagen habe die unabhängige Zeitschrift „Nigah“ ihre Schließung bekannt gegeben und es gingen Gerüchte um, sie hätten den Namen des Präsidenten falsch geschrieben und könnten aufgrund des neuen Gesetzes belangt werden. Offiziell erkläre die Zeitung aber nur, dass die Bedingungen für eine freie Pressearbeit nicht mehr gegeben seien.

Ein großer Einschnitt sei auch die OSZE Konferenz in Warschau gewesen. Oppositionelle im Exil hätten dort gegen den tadschikischen Präsidenten protestiert. Danach seien die Angehörigen der Demonstranten in Tadschikistan verhaftet und bedroht worden. Viele NGOs seien geschlossen worden, weil sie angeblich politisch aktiv seien. Selbst die OSZE müsse nun um viele Projekte in Tadschikistan kämpfen.

Asia Plus sei die letzte einigermaßen freie Einrichtung. Zeitung und On-lineportal seien beliebt und hochfrequentiert, obwohl die Domain seit über

einem Jahr geblockt sei. Asia Plus würde sich noch etwas trauen, weil der Inhaber und Herausgeber in den USA lebe und zwei Pässe besitze. Er könne sich als amerikanischer Staatsbürger noch ein paar Freiheiten erlauben. Aber auch Asia Plus sei schon mehrmals verklagt worden.

Im Moment sei die Richtung klar. Die Wirtschaft stecke in einer Krise und die Regierung dulde keine öffentliche Kritik. Als er begonnen habe, als Journalist zu arbeiten, sei die Stimmung eine ganz andere gewesen. Nach dem 11. September 2001 habe es eine richtige Blüte des Journalismus gegeben. Aus der ganzen Welt seien Reporter nach Tadschikistan gekommen, um über Afghanistan berichten zu können. Man sei hier nah dran gewesen und dennoch weit genug entfernt, um in Sicherheit zu sein. Tausende von Journalisten seien damals akkreditiert worden. Man sei zum Außenministerium gegangen und eine halbe Stunde später sei die Akkreditierung fertig gewesen. Heute dauere es oft Wochen, manchmal Monate. Davon weiß ich ja auch ein Liedchen zu singen. Dennoch will auch er lieber einen dummen Präsidenten haben als einen neuen Krieg. „Farbige Revolutionen“, egal ob der arabische Frühling oder in der Ukraine, seien immer von außen gesteuert und selten erfolgreich. Für ihn sei Stabilität und Frieden wichtiger, für seine Familie sei Frieden wichtiger. Tadschikistan brauche keine Helden. Er möchte keine Revolution, wiederholt er sich.

## **15. Zusätzliche Anforderungen für die Visumsverlängerung**

Am nächsten Tag bin ich wieder beim Konsulat. Ich habe Glück oder auch Pech, auf jeden Fall lande ich beim gleichen Beamten. Heute gibt es neue Informationen. Das Formular darf nicht von Hand ausgefüllt werden. Deshalb gibt es wohl keine Vordrucke. Jetzt weiß ich das. Ich brauche außerdem auch noch eine Kopie vom Presseausweis – schön, hätte er ja auch früher sagen können, denn eigentlich sollten ja Informationen zu meinem Presseausweis in der Abteilung vorliegen, die ihn mir ausgestellt hat. Und dann will er wissen, wo der Brief sei? Was um alles in der Welt denn für ein Brief, frage ich mich. Bitte, welcher Brief, frage ich ihn. Na, der Brief, in dem steht, dass ich länger bleiben wolle. Ein Antrag dazu reicht also nicht. Auch wenn er mir den Antrag am Tag zuvor gezeigt hatte. Ich brauche einen Brief, der besagt, dass ich einen Antrag stelle, weil ich länger bleiben wolle. Am besten wende ich mich da ans Außenministerium, also die Pressestelle, sagt mir der Mann vom Außenministerium aus der Konsularabteilung. Telefon gibt es ja nicht, so dass man mal eben bei der Kollegin anrufen könnte. Entschieden werde über meinen Antrag dann übrigens wieder in der Pressestelle, die mir aber erst den Brief schreiben soll, dass ich länger bleiben möchte.

Der ganze Vorgang dauere dann noch vier Werkstage und alles nur, weil ich gerne 14 Tage länger bleiben möchte als ursprünglich genehmigt. Langsam bekomme ich Zweifel, ob ich das überhaupt noch möchte. Wenn ich für die Verlängerung noch dreimal ins Konsulat muss, bleibt mir am Ende vielleicht gar nicht mehr Zeit, als wenn ich statt der Anträge jetzt schon reisen und recherchieren würde.

Ich verlasse also das Gebäude erfolglos, um telefonieren zu können. Als ich beim Außenministerium anrufe, bricht die Verbindung ab. Beim zweiten Versuch habe ich Störgeräusche. Es klingt wie ein altes, analoges Modem. Ist das ein Defekt? Werde ich schon überwacht? Mein Internet geht auch nicht mehr. Haben Sie jetzt meine Nummer lahmgelegt? Ohne Handy und Internet wäre alles noch um ein vielfaches schwieriger für mich. Dann höre ich doch ein Freizeichen und schöpfe neue Hoffnung. Kurz darauf heißt es aber auch schon wieder: Rufen Sie in einer Stunde nochmal an, gerade ist ein Meeting. Ich rufe eine Stunde später an, dann eine halbe Stunde später erneut und noch je zweimal eine Viertelstunde später. Die Intervalle werden kürzer, aber es nimmt niemand ab. Dann knackst es doch wieder. Die Kollegin, die kaum Englisch spricht, aber stets sehr nett ist, teilt mir mit: Meine Ansprechpartnerin sei schon weg und morgen wieder erreichbar. Ich glaube ihr gerade kein Wort. Heute werde ich nichts mehr erreichen. Der Tag ist gelaufen.

## 16. Diskutieren über Gott und die Welt

Ich stecke fest in Dushanbe. Bis auf ein paar Ausflüge habe ich noch nicht viel vom restlichen Land gesehen. Doch so lange mein Antrag auf Visumsverlängerung nicht angenommen wurde, möchte ich nicht aufbrechen. Meine Bemühungen sollen nicht umsonst gewesen sein und ich brauche mehr Zeit, also bleibe ich. Neben den Besuchen im Konsulat habe ich mittlerweile die touristischen Highlights der Stadt vollständig abgehakt. Da wären der botanische Garten, das Nationalmuseum, das Museum der Antike und ein Musikinstrumentemuseum. Ich war zu Konzerten, Theater- und Ballettaufführungen in der Oper und bin so ziemlich alles in der Innenstadt einmal abgelaufen. Unter Backpackern heißt es, in einem halben Tag könnte man sich Dushanbe anschauen. Ich bin jetzt fast zwei Wochen hier. Zeit etwas Neues auszuprobieren.

Im französischen Kulturzentrums Bactria gibt es einen kostenlosen „English discussion club“. Eine Stunde wird auf Englisch diskutiert, um die Sprache zu lernen. Ich hoffe dort ein bisschen Anschluss zu jungen Menschen zu finden und komme zu spät. In Tadschikistan hat Pünktlichkeit kei-

ne große Bedeutung, aber ausgerechnet diesmal sind natürlich alle pünktlich. Die Gruppe ist eine bunte Mischung aus Schülern und Studenten im Alter von 14-22 Jahren. Die Leitung hat ein Student aus den USA. Wir beginnen mit einer Vorstellungsrunde und jeder muss erzählen, was er die letzte Woche gemacht hat. Irgendwie landen wir bei dem Wort „vote“. Ob es ein Verb oder ein Nomen sei, ist die Frage. Nachdem der Amerikaner erklärt hat, dass es sowohl als auch ist, fragt er, ob denn in Tadschikistan gewählt würde. Ja, antwortet die Gruppe, meistens aber eigentlich wieder auch nicht. Es wäre halt egal, wen man wählt. Man lacht peinlich berührt.

Eine Gruppe aus drei jungen Männern unterscheidet sich vom Rest. Sie gehören zu den Älteren, sind gut gekleidet mit Hemd, Anzug und Krawatte. Wir sitzen nebeneinander und reden während der Diskussion schon miteinander. Sie sind alle drei Lehramtsstudenten. Seit einem Jahr lernen sie Deutsch, aber es sei ja eine so schwere Sprache. Gerade müssten sie eine Klausur zum Thema Philosophie vorbereiten und alles sei so kompliziert. Wir führen unser Gespräch nach der Diskussionsrunde fort. Ich schlage vor, einfach Deutsch zu sprechen, aber immer, wenn ich einen Versuch starte, brechen die drei in Lachen aus. Einzelne Worte sprechen sie, aber keinen ganzen Satz. Ich solle ihnen etwas erzählen. Ich frage sie, ob sie bei Facebook sind. Zwei von ihnen sind bei Facebook und VK, einem vergleichbaren russischen Portal. Aber Facebook funktioniere nur ganz selten. Von VPN haben sie noch nichts gehört. Das hätte ich so nicht erwartet, denn sie haben Smartphones, sind jung und studieren.

Zwei verabschieden sich an einer Kreuzung, so dass ich mit dem Dritten alleine weiterziehe. Er heißt Mohammad und wir wollen noch etwas trinken gehen. Ich darf aussuchen und wähle etwas Traditionelles. Mohammad hat eine Idee und zeigt den Weg. Wir reden über Gott und die Welt. Er versucht mir die Verbindungen von Zoroastrismus und Islam in aller Kürze zu erklären. Ich möchte etwas Positives sagen und bewundere die modernen Ampeln. Sie sind mit LED-Technik ausgestattet, leuchten hell und zeigen sowohl für Autos als auch für Fußgänger an wann die Ampeln wieder umspringen. Ein wenig kann ich ihm damit schmeicheln, aber er erzählt mir, dass es die modernen LED-Ampeln vor allem wegen der Kameras gäbe. Die Kameras hatte ich noch nicht bemerkt, aber tatsächlich hängt im Innenstadtbereich hinter jeder Ampel eine Kamera. Alle Autos würden gefilmt, erzählt er. Wer über rot fahre, müsse 200 Somoni zahlen. Das sind umgerechnet 25 Euro oder ein Fünftel des Monatsgehalts eines Lehrers. Durch die Kameras würden die Autofahrer jetzt alle bei Rot halten. Ein Nebeneffekt sei, dass viele Sammeltaxis im Bereich der Ampeln keine Passagiere aufnehmen würden. Sie hätten keine offizielle Taxilizenz und würden durch die Kame-

rüberwachung identifiziert. Wer erwischt wird, bekäme Ärger und müsse hohe Strafen zahlen.

Mohammad hat einen wahren Palast ausgewählt. Es ist ein offenes, überdachtes Restaurant. Die Decke wird von antik aussehenden Säulen getragen und ist mit Mosaiken verziert. In der Mitte des Raumes befindet sich ein buntes Glasdach, unter dem zwei große Freitreppen in den ersten Stock führen. Ich frage mich, ob ich mit Wanderstiefeln und T-Shirt hier richtig aufgehoben bin, doch das Personal begrüßt uns freundlich. Es sei einmal das beste Restaurant der Stadt gewesen, erklärt er mir, doch mittlerweile gäbe es bessere. Später erfahre ich von einer Freundin, dass das „Rahmat“ ein tadschikisches Teehaus ist. Es sollte schon 2015 abgerissen werden, aber Proteste hätten den Abriss gestoppt. Dennoch drängen Investoren weiter auf einen Abriss. Das Mayakovsky Theater wird derzeit abgerissen, obwohl es sogar von den Behörden als Baudenkmal eingeordnet wurde. Der Abriss des ehemaligen Präsidentenpalasts ist ebenfalls schon beschlossen. Deshalb wird wohl früher oder später vermutlich auch das Teehaus „Rahmat“ abgerissen werden. Ich frage Mohammad, was er davon hält, das russische Erbe derart auszulöschen. Tadschikistan sei seit 1992 ein unabhängiger Staat und er finde schon, dass man sich auf die eigene Geschichte zurückbesinnen müsse. Ismael Somoni z.B. sei ein bedeutender König gewesen und Rudaki ein großer Dichter. Beide seien Tadschiken und auf die müsse man stolz sein. Der russische Einfluss nehme ab und das sei auch gut so. Einen persönlichen Bezug scheint er zum Teehaus nicht zu haben. Ich frage mich, ob ich als Kölner vielleicht zu sehr vorgeprägt bin, weil wir nun mal selbst kaum alte Gebäude haben. Gefühlt wird in Köln jedes Haus, das den Weltkrieg überdauert hat, automatisch unter Denkmalschutz gestellt.

Ich lasse mir eine Suppe empfehlen, denn von der Karte verstehe ich kein Wort. Mohammad möchte Englisch reden, um zu üben, damit er besser wird und irgendwann einmal nach Deutschland, China oder Dubai reisen kann. Davon träumt er. Bis jetzt hat er Tadschikistan noch nie verlassen. Neben seinem Studium spielt er Geige in einem Orchester und ein geigenähnliches tadschikisches Instrument in einer Band. Die Band trete auch in Bars auf. Er müsse dort spielen, obwohl es Frauen gäbe, die nur das anhätten, was man auch am Strand anhat. Nur der Gedanke daran scheint ihm weh zu tun. So viel Körper zu zeigen sei falsch und er wolle da eigentlich nicht sein, aber er müsse, weil es seine Arbeit ist. Seine Frau müsse ihr Haar später aber verbergen und Kleidung bis zu den Knöcheln tragen. Die Figur einer Frau dürfe man nicht erkennen. Seine Frau dürfe auch nicht mit Männern sprechen, wenn er es nicht erlaube. Auch Arbeiten oder das Haus verlassen dürfe sie nur mit seiner Erlaubnis. Ob er denn schon verheiratet sei, will ich wissen. Nein, aber er habe sich schon eine ausgeguckt. Er hat ihren Bruder

angesprochen und sein Interesse bekundet. Sie seien sogar schon miteinander spazieren gegangen, aber gesprochen hätten sie noch nicht. Jetzt würden bald seine Eltern mit den Eltern der Braut sprechen und entscheiden, ob es passt oder nicht. Die Braut müsse sich dann um die Einrichtungen für die gemeinsame Wohnung kümmern. Ein Sofa, Kleidung für den Mann, Geschirr und Wäsche müsse die Frau mitbringen. Der Mann hingegen müsse eine Goldkette kaufen und einen Ring. Die Hochzeit finde an zwei Tagen statt und alle Nachbarn, Freunde und Verwandte werden eingeladen. Bis zu tausend Leute könnten das werden, aber die seien nicht gleichzeitig da, sondern eher nacheinander. Meistens heirate man am Wochenende. Dann werde samstags bei der Braut gefeiert und sonntags beim Bräutigam. Für verschiedene Gäste gebe es dann verschiedene Zeiten und Essen.

Schade, dass erst noch die Eltern ihr OK geben müssen. Die Hochzeit von Mohammad hätte ich doch allzu gerne miterlebt, aber vielleicht werde ich ja eingeladen. Mohammad möchte mich wiedersehen. Er freut sich, dass ich so interessiert bin. Dann will er wissen, wie alt ich bin und ob ich denn nicht verheiratet wäre. 35 Jahre alt und keine Frau ist für ihn ein Schock, den ich ihm nicht ersparen kann. In Tadschikistan müsste ich schon längst verheiratet sein. Mit 35 würde ich sonst schon als unvermittelbar gelten. Zum Glück schätzen mich alle Tadschiken meist 10 Jahre jünger, was mir nicht nur schmeichelt, sondern mich auch schon mal vor nervigen Fragen bewahrt.

Dass ich noch nicht geheiratet habe, scheint unserer jungen Freundschaft keinen Abbruch zu tun. Unbedingt soll ich mich melden. Ich mag Mohammad wirklich, auch wenn ich viele seiner Ansichten nicht teile. Wir sind wohl beide neugierig mehr über den anderen und seine Kultur zu erfahren.

## **17. Visumsverlängerung?**

Ich habe jetzt alle Unterlagen zusammen, hoffe ich. Zur Sicherheit nehme ich meine Dolmetscherin mit zum Konsulat. Wir ziehen brav eine Wartequeue und ich lande zum vierten Mal beim gleichen Beamten. Vielleicht regelt er sämtliche Visafragen im Alleingang? Stolz präsentiere ich die Unterlagen. Die Anträge habe ich auf meinem Tablet ausgefüllt und im Hostel ausdrucken lassen. Wie sich herausstellte, sollte der Brief nicht vom Außenministerium, sondern von meinem Arbeitgeber geschrieben sein. Auch das habe ich geschafft, obwohl mein Arbeitgeber mit dem Stipendium ja so gar nichts zu tun hat. Prüfend geht er alles durch und ist natürlich nicht zufrieden. Mir fehlt die Vorstellung, was jetzt noch fehlen könnte, deshalb lasse ich meine Begleitung die Details klären. Sie einigen sich darauf, dass ich handschriftlich vor Ort selbst noch einen Brief verfasse. Ich muss schreiben,

dass ich noch zwei Wochen rumreisen möchte und deshalb gerne länger in Tadschikistan bleiben würde. Aus meiner Sicht ist der zweite Brief überflüssig, aber ich habe aufgegeben nach Sinn und Zweck zu fragen. Meine Unterlagen werden akzeptiert. Mein Visum läuft in zwei Wochen aus und ich habe beschlossen, die Zeit zu nutzen und in die Berge zu fahren. Wenn ich zurückkomme werde ich weitersehen. Über meinen Antrag wird dann entschieden sein.

## 18. Einmal quer durchs Land

Von Dushanbe nach Chorugh sind es 600 km. Die Straßen in die Hauptstadt der autonomen Provinz Berg-Badachschan sollen nicht sehr gut sein, weshalb mir dazu geraten wird nur mit einem zuverlässigen Auto zu fahren. Ich lasse mir vorab einen Fahrer empfehlen, der mich schon dort erwartet, wo die Autos nach Süden abfahren. Es ist ein großer Platz, wo sich Fahrer und Passagiere bei Tagesanbruch treffen. Wenn ein Auto voll ist, fährt es los. Viele Tadschiken nutzen die Fahrer auch als Post und bringen Pakete oder Dokumente vorbei. Die Empfänger bekommen dann die Nummer des Fahrers und holen ihre Sachen am Zielort ab. Da die Autos alle drei Sitzreihen haben, landen Gepäck und Pakete komplett auf dem Dach. Ein ordentlicher Berg entsteht so, der erst mit einer Plane abgedeckt und dann mit ein paar Seilen fest verzurrt wird. Mein Vertrauen in diese Konstruktion basiert allein auf der Erfahrung meines Fahrers. Er fährt die Tour fast täglich und wird schon wissen, ob das hält. Sein Jeep ist ein Toyota. Die Reifen sehen neu aus, allerdings fehlt eine der Radmuttern. Im Vergleich mit den Geländewagen nebenan liegen wir damit aber weit über dem Schnitt.

Langsam trudeln die anderen Passagiere ein. Als alle Sitzplätze belegt sind, fahren wir los. Zwischen 12 und 24 Stunden kann die Fahrt dauern. Es geht erst nach Osten. Hier wird von chinesischen Firmen gerade ein neues Stadion gebaut. Ein riesiges Gebiet wird entwickelt und viele Hochhäuser sind geplant, doch kurz darauf hört die Stadt auf. Es dauert nicht lange bis uns die erste Schafherde entgegenkommt. Kaum haben wir die moderne Großstadt Dushanbe hinter uns gelassen, wandelt sich Tadschikistan zu einem archaischen Agrarstaat. Männer reiten auf Pferden oder Eseln und treiben ihre Herden über das Land. Manche sind auch zu Fuß unterwegs und nutzen ihren Esel als schwer beladenes Lasttier. Kühe sind im Schatten angebunden und am Straßenrand verkaufen meist Frauen den Ertrag ihrer Felder und Gärten. Granatäpfel und Kaki gibt es besonders häufig. Wie Perlen an einer Schnur aufgereiht gibt es getrocknete Feigen und Pistazien zu kaufen. Sehr lecker und beliebt sind auch getrocknete Aprikosen. Anders

als in Europa oft üblich werden die Aprikosen in Tadschikistan aber nicht geschwefelt, weshalb sie nicht hellorange leuchten, sondern dunkelbraun glänzen.

Auf unserem Weg nach Süden passieren wir den Nurek-Stausee. Der dazugehörige Damm ist die zweithöchste Talsperre der Welt und erzeugt nahezu 70 Prozent der elektrischen Energie des Landes im Alleingang. Die Technik stammt teilweise allerdings noch aus der Sowjetunion und als einige Tage später eine der Turbinen einen Defekt hat, bricht das zentrale Stromnetz des Landes für mehrere Stunden zusammen. Dennoch ist Wasserkraft eine der großen Hoffnungen für die Zukunft. Ein noch größerer Damm wird derzeit in Rogun errichtet und soll Tadschikistan langfristig den Export von Strom nach Afghanistan und die nördlichen Nachbarländer ermöglichen.

Entlang der Straße gibt es immer wieder Polizeikontrollen. Insgesamt fünf Posten zähle ich. Viermal werden wir angehalten und unser Fahrer muss seine Papiere zeigen. Bevor er aussteigt, greift er zu seiner Geldbörse und sortiert ein bisschen Kleingeld. Mittagspause machen wir in Kulob, der Provinzhauptstadt des Khatlon Distrikts. Präsident Rahmon stammt aus dieser Region und bis hierhin waren die Straßen gut. Sobald man Kulob aber nach Süden verlässt, ändert sich der Straßenzustand rasch. Wir fahren jetzt spürbar langsamer. Die Hütten entlang der Straße sind nur noch mit Lehm verputzt. Dann erreichen wir die Grenze zur autonomen Region Berg-Badachschan. Hier muss ich das erste Mal meinen Pass vorzeigen. Mit meinen Genehmigungen scheint alles in Ordnung zu sein, dennoch geht es nicht weiter. Eine Schranke versperrt die Weiterfahrt. Nach und nach steigen die Fahrer aus und beginnen eine Diskussion mit den Grenzsoldaten, aber es hilft nichts. Wir warten rund eine halbe Stunde bis wir weiterfahren dürfen. Ich bin in Berg-Badachschan. Die autonome Provinz umfasst beinahe die Hälfte des tadschikischen Staatsgebiets, doch leben hier nur zwei bis drei Prozent der Gesamtbevölkerung. Die formale Autonomie hat ihren Ursprung im 19. Jahrhundert. Russland besetzte damals das Gebiet, obwohl das Zarenreich Großbritannien zuvor vertraglich zugesichert hatte, nicht so weit vorzudringen. Offiziell gehörte Berg-Badachschan daher nach der Eroberung zum Emirat Buchara, wurde aber tatsächlich unmittelbar durch das russische Militär verwaltet. Die Autonomie bestand durch alle Staatsformen hindurch bis heute, hatte aber von Anfang an keine reale politische Bedeutung. Ganz im Gegenteil scheint die Autonomie eher Nachteile mit sich zu bringen. Das Pamir ist mit Abstand die touristisch interessanteste Region des Landes. Dennoch muss man als Reisender erst umständlich eine zusätzliche Erlaubnis beantragen, bevor man sich auf den Weg über die sagenumwobene Seidenstraße machen darf.



Mit dem Sonnenuntergang erreichen wir die afghanische Grenze. Rund 1.300 km ist die tadschikisch-afghanische Grenze insgesamt lang. Im westlichen Grenzgebiet kommt es immer wieder zu Auseinandersetzungen zwischen Drogenhändlern und Grenzsoldaten. Der östliche Teil, der vor uns liegt, gilt jedoch als ungefährlich. Nur noch rund 400 km müssen wir dem Grenzfluss Panj jetzt bis nach Chorugh folgen. Doch dieser Teil der Strecke hat es in sich. An mehreren Stellen wird gebaut. Chinesische Firmen arbeiten mit Hochdruck daran die antike Seidenstraße wiederzubeleben. Im laufenden Verkehr werden Schneisen in den Felsen geschlagen, Schluchten zugeschüttet und die Fahrbahn verbreitert. Mehrmals müssen wir halten und warten bis die Bauarbeiter uns durchwinken. Trotz des schlechten Straßenzustands fahren schon jetzt dutzende LKWs aus China über die engen und kurvigen Bergstraßen. Schotterpisten und riesige Schlaglöcher fordern ihren Tribut und wir passieren immer wieder LKWs, die liegen geblieben sind und am Straßenrand notdürftig repariert werden. Der Handel mit günstigen Produkten aus China drängt sich hier mit aller Gewalt durch ein Nadelöhr, das eigentlich zu klein zu sein scheint. Schon unser Toyota Geländewagen bewegt sich für meinen Geschmack an seinen Grenzen, aber irgendwie schaffen es auch die chinesischen 40t LKWs voranzukommen.

Nach 14 Stunden Fahrt kommen wir gegen Mitternacht in Chorugh an. Es ist stockdunkel und bitterkalt, aber die Milchstraße leuchtet hell über der Stadt. Vielversprechend sehe ich noch zwei Sternschnuppen bevor ich schlafen gehe.

## 19. Warum Chorugh jetzt „sicher“ ist

Am Morgen begrüßen mich die schneebedeckten Gipfel Afghanistans jenseits der Grenze. Chorugh liegt auf über 2.000 m Höhe und die Luft ist kalt und klar. Ich fühle mich wie in einer anderen Welt. Die Provinzhauptstadt ist eher ein größeres Dorf. Es gibt eine Hauptstraße mit den öffentlichen Gebäuden und drumherum die Wohngebiete. Im Stadtpark hat die Pamir Eco-Cultural Tourism Association (PECTA) ihren Sitz. Hier bekomme ich in kürzester Zeit Informationen über mögliche Trips und einen englisch sprechenden Fahrer vermittelt. Da ich in Dushanbe viel zu viel Zeit mit den Behördengängen verloren habe, bleibt mir jetzt nur die Zeit für eine viertägige Tour durch den Wakhan Korridor, ein etwa 300 km langer Landstrich entlang der tadschikisch-afghanischen Grenze.

Über den Tag komme ich mit verschiedenen Menschen ins Gespräch. Fast immer sind die Kämpfe von 2012 ein Thema. Es ist gerade einmal vier Jahre her, dass in Chorugh Geheimdienstgeneral Abdulloh Nasarow ermordet

wurde und bei den folgenden Kämpfen über 200 Menschen starben. Es gibt verschiedene Versionen der Geschichte. Manche sagen, der General sei ein Verbrecher und Schmuggler gewesen, andere behaupten er sei eigentlich ein fremder Agent gewesen und habe deshalb sterben müssen. Unklar ist auch der Ablauf seiner Ermordung. Nasarow sei im betrunkenen Zustand mit Polizisten aneinandergeraten und anschließend im Krankenhaus durch einen Messerstich zu Tode gekommen, heißt es. Eine andere Version besagt, dass er von Kriminellen überfallen wurde und schon beim Überfall durch Messerstiche getötet wurde. Illegale Zigarettengeschäfte sollen auf jeden Fall eine Rolle gespielt haben. Aufgeklärt wurde der Mord bis heute nicht, aber für die Regierung des Präsidenten lag die Schuld eindeutig bei vier „Kriminellen“, einer davon Kommandeur der Grenztruppen. Anstatt eine staatsanwaltliche Ermittlung einzuleiten, stellte die Regierung ein Ultimatum zur Auslieferung der vier Beschuldigten. Als diese die Tat öffentlich abstritten, griffen Regierungstruppen die Stadt noch vor Ablauf des Ultimatums im Morgengrauen an.

So vielfältig die Geschichten über die Ermordung des Generals sind, so einig sind sich alle, dass die Reaktion der Regierungstruppen vollkommen überzogen war. Mehrere tausend Soldaten sind in die Stadt einmarschiert und lieferten sich über Tage Gefechte mit der Bevölkerung. Nur durch die Vermittlung des Ismaelitenführers Agha Khan konnte die überwiegend ismaelitische Bevölkerung Chorugh davon überzeugt werden, ihre Waffen niederzulegen. Die Soldaten der Regierung sind hingegen nicht abgezogen und „sichern“ seitdem dauerhaft die Stadt. Manche unterstellen, dass die kurz vor der Ermordung des Generals durchgeführte Militärübung kein Zufall gewesen sei und der Zwischenfall mit Absicht inszeniert wurde.

Auf den Straßen ist von alldem heute nicht viel zu spüren. Vielmehr beeindruckt mich das internationale Flair der 30.000 Einwohner Stadt. Sehr viele Menschen sprechen Englisch und in den Restaurants gibt es englische Karten, so dass ich mir noch ein leckeres Abendessen bestellen kann, bevor es morgen in die Berge geht.

## **20. Rundreise durch den Wakhan Korridor**

Weiter geht es in einem russischen Lada Niva. Der Kleinwagen war deutlich günstiger zu mieten, sollte aber mit seinem robusten Allradantrieb die nächsten Tage zuverlässig überstehen. Mein Fahrer spricht Englisch und fährt ausgesprochen ruhig und sicher. An schönen Stellen hält er an und fragt, ob ich ein Foto machen möchte. Ab jetzt bin ich Tourist und genieße die Aussicht auf Afghanistan. In den ersten Stunden ist das Tal tief und

schmal. Die Afghanen auf der anderen Seite sind gerade einmal 100 m entfernt. Wer nicht zu Fuß unterwegs ist, reitet auf einem Esel. Autos sehen wir dort drüben nur selten. Viele der Afghanen winken uns. Einmal steigen wir aus, um über den Fluss zu rufen. Man grüßt freundlich und tauscht Namen aus. Mein Fahrer erzählt, dass der Wakhan Korridor derart abgelegen sei, dass es hier keine strategischen Interessen gebe. Das Gebiet auf der anderen Seite sei relativ sicher. Von Chorugh aus könne man sogar Touren nach Afghanistan buchen und er selbst sei auch schon dort rumgereist.

Nach gut zwei Stunden erreichen wir die heißen Quellen Garm Chasma. Das heiße Wasser enthalte viele gute Stoffe und sei besonders gut für die Haut. Die Badezeiten für Frauen und Männer wechseln sich ab. Gerade ist Männerzeit. Wir haben Glück und dürfen gleich zu einigen Tadschiken ins Becken steigen. Gebadet wird nackt, wobei man seine Scham so gut es geht mit der Hand verdeckt. Ein älterer Mann plantscht mit einem Kind, aber auch die jüngeren haben ihren Spaß. Frei übersetzt bedeutet Baden wohl auch „Wasser schubsen oder im Wasser spielen“. Manche nutzen das Bad gleich noch zur Körperpflege und waschen sich die Haare. Natürlich sollen die Quellen sehr gesund sein und sogar Tadschiken aus dem Norden reisen extra zum Baden hierher, aber für die Einheimischen dient das warme Wasser vor allem auch der Körperpflege.

Gefühlt zehn Jahre jünger setzen wir unsere Reise fort. Wir passieren einen Ort namens Lal, benannt nach einem roten Edelstein. Google übersetzt uns Lal als Karfunkelstein. Karfunkel ist ein alter Begriff für Rubin. Das sei einst einer der wertvollsten Edelsteine gewesen, aber die Zeiten des Lal seien vorbei. Heute werde ein blauer Stein abgebaut, Lapislazuli. Edelsteine seien ein Reichtum der Region, doch der Abbau des Lapislazuli wird aus Duschanbe kontrolliert. Lediglich einige einheimische Arbeiter würden daran verdienen, aber die großen Gewinne würden ins Landesinnere abfließen. Es gebe noch mehr solcher Beispiele. Als die tadschikische Regierung ihre Schulden gegenüber China nicht zahlen können, hätte sie z.B. einfach ein Stück des Pamirs abgetreten. In dem Gebiet gäbe es Goldvorkommen, die jetzt von China abgebaut würden. Nach dem Einverständnis der Pamiri hätte die Regierung nicht einmal gefragt. Auch seien jeden Sommer chinesische Geologen im Pamir um nach Rohstoffen zu suchen. Es gehe dabei vor allem um seltene Erden für die Elektronikindustrie.

Am Abend besuchen wir eine zweite heiße Quelle. Bibi Fatima habe die besondere Heilwirkung, die Fruchtbarkeit zu fördern. Es gibt dort eine kleine Grotte, in die man steigen kann, wenn man sich besonders intensiv Nachwuchs wünscht. Darauf verzichte ich und genieße im Dunkeln einfach nur das heiße Wasser.

Die Nacht verbringen wir in einem echten Pamirihaus, in dem vermutlich mehr Tradition und Geschichte steckt als man an einem Abend vermitteln kann. Es gibt einen zentralen Raum, in dem gelebt, gekocht und geschlafen wird. Gestützt wird der Raum von fünf Pfeilern, die eine Referenz zu den fünf Säulen des Islam sind: Prophet Mohamed, seine Tochter Fatima und ihr Ehemann Alego sowie deren Söhne Hassan und Husain. Außerdem stünden vier Säulen für die Elemente Feuer, Wasser, Erde und Luft sowie die fünfte Säule für die innere Harmonie. Jede Säule hat eine bestimmte Position und bestimmt wo Frauen, Männer, Gäste und Geistliche sitzen. Nach dem Essen wird sofort das Bett bereitet. Es ist schon acht Uhr, für Pamiri wie Mitternacht.

Als ich am nächsten Morgen aufwache, fühle ich mich ausgeschlafen und wohl. Zuerst fiel das Einschlafen schwer, weil es nachts doch sehr kalt war, aber dann wurde mir warm unter den schweren Decken und zum Morgen geriet ich sogar ins Schwitzen. Das Frühstück besteht aus Würstchen, Spiegeleiern und viel Brot. Das selbstgebackene Weißbrot gibt es zu jeder Gelegenheit. Selbst zu Nudeln werde noch Brot dazu gegessen, erzählt mein Fahrer.

Frisch gestärkt soll es weitergehen, doch es kommt ganz anders. Ein Schüttelfrost befällt mich und wird zu einem krampfartigen Anfall. Etwas Vergleichbares habe ich noch nie erlebt. Ich zittere am ganzen Körper und habe mich nicht mehr unter Kontrolle. Mein Unterkiefer zuckt wild hin und her. Panik überkommt mich. Weil ich zunehmend verkrampfe und mein Hals arg schmerzt, zwingt mich ich ruhig und langsam zu atmen. Zum Glück habe ich ein paar Medikamente mitgenommen und nach einem Schmerzmittel beruhigt sich mein Körper. Ich habe starkes Verlangen nach etwas Süßem und trinke Limonade. Danach geht es mir besser. Am liebsten würde ich einfach weiterfahren als wäre nichts gewesen, weil ich schon in Deutschland nicht häufig zum Arzt gehe. Doch es ist einer der seltenen Momente, in denen ich mich ernsthaft um meine Gesundheit sorge. Auch mein Fahrer hält einen Besuch beim Arzt für unvermeidlich. In Bibi Fatima gebe es neben den heißen Quellen ein Sanatorium und dort solle es auch einen Arzt geben. Es klingt nach einem glücklichen Zufall, doch als wir mit dem Auto im Sanatorium ankommen, sagt man uns, es sei geschlossen. Man schickt uns ins Tal, denn dort soll es ein weiteres, kleines Krankenhaus geben. Das Krankenhaus gleicht eher einem Bauernhof. Auf dem Gelände stehen mehrere Barracken, die von einem Mäuerchen umschlossen werden. Im Hof gibt es mehrere Blumenbeete und einen Wasserhahn mit Tränke. Wir werden von einer Krankenschwester im grünen Kittel begrüßt. Im Behandlungszimmer soll ich auf einer Liege Platz nehmen. Kurze Zeit später kommt auch schon der Arzt. Freundlich lächelt er, obwohl er offensichtlich selbst ein paar Be-

schwerden hat. Sein Rücken ist gekrümmt, ein Auge ist trüb und so richtig gut hören kann er wohl auch nicht mehr. Doch er strahlt eine tiefe Ruhe aus und untersucht langsam und gründlich Temperatur, Blutdruck und Puls. Ich brauche mich auf jeden Fall nicht zu sorgen, ist sein erstes Fazit. Mein Körper reagiere nur auf die Höhe. Ich sei überfordert und mein Körper spiele ein wenig verrückt. Ich solle mich immer warm anziehen und eine Mütze tragen. Zur Sicherheit bekomme ich zwei verschiedene Medikamente, die ich jeweils nach den Mahlzeiten einnehmen soll. Damit bin ich entlassen. Als ich bezahlen möchte, lehnt der Arzt ab. Geld möchte er von mir nicht nehmen, weil ich Gast sei. Von diesem Standpunkt lässt er sich auch nicht abbringen, sodass wir weiterfahren ohne etwas bezahlt zu haben.

Einheimische hätten für die Medikamente rund 60 Somoni zahlen müssen, umgerechnet rund sieben Euro. Die medizinische Behandlung sei in Tadschikistan aber grundsätzlich kostenlos, erklärt mein Fahrer. Wer sich aber behandeln lassen möchte, müsse normalerweise die Behandlungsmittel dafür mitbringen: Handschuhe, Medikamente und wenn nötig auch Spritzen. Als Gast wurden mir diese Bedingungen erlassen. Die Behandlung an sich sei aber für alle kostenlos.

In den kommenden Tagen achte ich genauer auf die Infrastruktur. In vielen Dörfern gibt es Schulen und Arztpraxen. Die Entfernungen seien so, dass jedes Kind zur Schule gehen und jeder Kranke einen Arzt besuchen könne. Die meisten öffentlichen Gebäude sind noch aus der Sowjetära, aber es gibt auch einige neuere, die durch Entwicklungshilfeprogramme oder die Agha Khan Stiftung finanziert wurden. Ein weiteres Relikt aus Sowjetzeiten sind die Bushaltestellen. Jedes Dorf hat eine davon. Einige sind noch mit bunten Mosaiken verziert, bei anderen fehlen die bunten Steine schon. Die Sowjetsymbolik ist dennoch unverkennbar. Busse fahren seit dem Zusammenbruch der Sowjetrepublik allerdings nicht mehr. Wie im Rest des Landes wird der öffentliche Verkehr durch Sammeltaxis oder als Anhalter organisiert. Ich frage mich, ob Tadschikistan ohne Zugehörigkeit zur Sowjetunion heute so aussehen würde wie Afghanistan jenseits des Flusses. Tadschikistans Prägung durch die Sowjetunion ist jedenfalls auch 25 Jahre nach der Unabhängigkeit selbst in den entlegensten Winkeln des Landes noch deutlich zu erkennen.

## 21. Fernsehen – zwei Perspektiven

Weil ich in der Höhenluft nicht mehr so richtig zu Kräften gekommen bin, haben wir die Rundreise verkürzt. Ich nutze den zusätzlichen Tag, um in Chorugh zu recherchieren. Derzeit gibt es nur noch staatliche Medien im

Pamir. Es gab für ein Jahr einen privaten Radiosender, der aber wieder geschlossen wurde, weil die Sendungen in der Sprache der Pamiri moderiert wurden. Es gibt weiterhin Bemühungen den Sender wiederzubeleben, aber die zuständigen Behörden in Dushanbe verweigern die Lizenz. Von Autonomie keine Spur. Ein staatlicher lokaler Fernsehsender ist neben dem Internet die Hauptinformationsquelle.

Einen der Fernsehjournalisten kann ich kurzfristig zum Gespräch treffen. Er ist Pamiri und hat in Chorugh studiert. Er sei schon länger beim Fernsehen und hätte sich alles, was man dafür braucht, selbst beibringen müssen. Nach Feierabend habe er Filmen und Schneiden gelernt. Da man als Journalist nicht genug Geld verdiene, habe er aber noch andere Jobs, um seine Familie ernähren zu können.

Beim staatlichen Fernsehen berichte er nur über schöne Geschichten. Als 2012 die Armee einmarschiert sei, hätte der Lokalsender darüber nicht berichtet. Die Kämpfe seien einfach totgeschwiegen worden. Kürzlich habe der Präsident wieder einmal die Stadt besucht und angeordnet, dass die Sendezeit von vier auf sechzehn Stunden vervierfacht werden solle. Gewünscht sei aber ein Unterhaltungsprogramm und das müsse frei von Gewalt und erotischen Andeutungen sein.

Als Journalist bekomme er natürlich mit, was in der Region vor sich gehe. Ab und zu veröffentliche er anonym Artikel in verschiedenen Zeitungen. Manchmal würde die Regierung einfach Unwahrheiten verbreiten z.B., dass etwas in einem Jahr gebaut worden sei, wobei doch alle wüssten, dass es zwei Jahre gedauert hätte. Er nennt mir noch weitere Beispiele, wo die Bevölkerung entweder gar nicht oder falsch informiert wurde. Über solche Geschichten würde er dann schreiben. Es gebe Medien im Internet und ein paar letzte Zeitungen in Dushanbe, die darüber berichten würden.

Durch seine Artikel hoffe er auf ein Stückchen mehr Gerechtigkeit. Die Leute in Dushanbe würden die Pamiri nicht mögen. Er wisse nicht, wie das angefangen habe, aber es liege wohl an der Religion. Man würde Ismaelis als Ungläubige beschimpfen. Er sei Schiit, der Rest des Landes sei überwiegend sunnitisch. Daher sei es für die Pamiri immer schwieriger etwas zu erreichen als für die übrigen Tadschiken. Aber in Kasachstan und Turkmenistan gebe es noch weniger Gerechtigkeit und Demokratie, deshalb wolle er sich nicht beschweren.

Sein Denkansatz kommt mir bekannt vor. Es könnte viel schlimmer sein und solange es nur Frieden gibt, ist doch alles gar nicht so schlecht. Ich muss weiter, weil ich noch eine zweite Fernsehjournalistin treffen soll. Sie arbeitet für den nationalen Staatssender Zafina TV. Diesmal muss ich die Fragen beantworten. Thema ihres Beitrags: „Tourismus in Pamir“. Da die Saison eigentlich schon vorüber ist, bin ich wohl einer der letzten Touristen

in der Stadt. PECTA wurde kontaktiert und hat das Treffen organisiert. Ich bin jetzt nur Tourist und bekomme genau zwei Fragen: Warum bin ich in Chorugh und was hat mir gut gefallen? Mehr brauche ich nicht sagen. Jetzt müssten wir nur noch ein paar nette Bilder drehen, heißt es. Ich würde gerne in den ordentlich saubereren Park oder zu einem Street Art Projekt mit Blumen, das mir aufgefallen ist. Gewünscht wird aber, dass wir uns das Regierungsgebäude anschauen und dabei gefilmt werden. Hier stehen auch der örtliche Flaggenmast und die obligatorische Statue vom König Somoni. Der Inhalt des Beitrags wird über den Sprechertext erzählt werden. Also hätte ich eh keinen Einfluss auf das Ergebnis und willige ein, auch noch in einen Souvenirshop zu fahren. Ich bin jetzt Teil der Propaganda. Kann ich das mir selbst gegenüber moralisch vertreten? Doch ich erfahre indirekt etwas über die Art der Berichterstattung und ich hoffe, die Zuschauer werden später landesweit sehen, dass Chorugh zumindest den Touristen gefällt.

Meine Zeit in den Bergen ist damit auch vorüber. Morgen geht es zurück nach Dushanbe. Ich habe einen Termin beim Konsulat. Mein Antrag auf Verlängerung sei abgelehnt worden, heißt es von meiner Dolmetscherin per Whatsapp. Es gebe aber eine Alternative.

## **22. Entscheidung in der Visumsfrage**

Ich hoffe, dass ich heute zum letzten Mal zum Konsulat gehe. Entweder ich bekomme heute eine Verlängerung oder ich muss meinen Flug umbuchen und sitze in drei Tagen im Flieger. Mit Wartemarke setzen meine Dolmetscherin und ich uns auf die Bänke gegenüber dem Serviceschalter. Der Beamte, der bis jetzt immer für mich zuständig war, winkt uns herüber. Er kommt schnell zum Punkt. Mein Antrag auf Verlängerung sei vom Außenministerium abgelehnt. Meine Akkreditierung wurde nicht verlängert und deshalb sei auch der Antrag auf Visumsverlängerung abgelehnt worden. Es gäbe allerdings die Möglichkeit, mein Visum zur Ausreise einmalig um 14 Tage zu verlängern. Dafür müsse ich die Gebühr von 40 Dollar zahlen. Meinen Pass könne ich dann Dienstag abholen. Zwar ermöglicht mir diese neue Option, die vollen sechs Wochen in Tadschikistan zu bleiben, aber die restliche Zeit müsste ich ohne gültige Akkreditierung recherchieren. Ich hoffe, dass es sich dabei nur um eine Formalie handelt und gebe meinen Reisepass ab.

Während ich mich noch um die bevorstehenden Tage ohne Pass sorge, scheint es ein neues Problem zu geben. Es geht um Geld. Meine Übersetzerin geht zweimal zum Kassenschalter, bei dem wir die 40 Dollar zahlen sollen. Irgendwas stimmt nicht, aber sie möchte nicht sagen was. Mit dem

Visum und dem Pass sei alles in Ordnung, versucht sie mich zu beruhigen. Wir sollten jetzt gehen. Sie führt mich zum Kassenschalter. Sie redet aufgebracht auf den jungen Mann ein und völlig überraschend gibt er mir Geld. Ich solle es wegstecken und gehen, drängt mich meine Dolmetscherin. Draußen erklärt sie mir die Aufregung. Die Herren haben wohl ihre eigene kleine Wechselstube aufgemacht, nur das der Kurs schlechter ist als üblich. Das überschüssige Wechselgeld, immerhin fast ein Viertel des Gesamtbetrags, hätten sie einbehalten. Meine Dolmetscherin ist Studentin, gerade einmal Anfang 20. Ich staune, wie sie sich in dieser patriarchalischen Behördenwelt durchsetzt. Man müsse beharrlich bleiben, wenn man in Tadschikistan überleben wolle. Das habe sie schon von klein auf gelernt.

Als ich vier Tage später alleine meinen Pass abholen möchte, ist das Visum noch nicht fertig. Ich sage, dass ich dann halt warten würde. Beharrlich bleiben, sage ich mir. Eine Stunde später halte ich meinen Pass in den Händen.

### **23. Khujand – Kulturschock im Norden?**

Für die letzten Tage hatte ich noch keine festen Pläne. Ich habe gelernt, dass man in Tadschikistan besser nicht zu weit im Voraus planen sollte. Ich versuche, für die letzte Woche noch einen Interviewtermin mit Asia Plus zu bekommen. Der Medienkonzern berichtet als eine der letzten inländischen Medien noch kritisch. Offizielle Anfragen blieben unbeantwortet. Die Bekannte eines Freundes arbeitet auch bei Asia Plus, hat ein Gespräch aber abgelehnt. Kurzfristig werde ich da nichts erreichen und fahre deshalb ein paar Tage nach Khujand. Tadschikistans zweitgrößte Stadt liegt im Norden und gilt als kulturelles Zentrum. Es heißt, dort herrsche mehr Ordnung, man halte sich an Regeln, die Busse führen pünktlich und die Menschen seien gebildeter und kulturell interessierter. Auch sei die nördliche Provinz Sughd wirtschaftlich erfolgreich und nicht zuletzt wurde in Khujand Präsident Rahmon 1992 zum ersten Mal in sein Amt gewählt.

Der Weg nach Norden führt durch das Varzob-Tal. Hier stehen die Sommerhäuschen der politischen und wirtschaftlichen Eliten. Die meisten Villen haben einen Pool, Zugang zum Fluss, Grillplatz und Schattenspender. An schönen Sommerwochenenden stehen hier die Autos Stoßstange an Stoßstange. Im November steht hingegen nur eine Polizeistreife am Straßenrand, die uns auch gleich rauswinkt. Alle jungen Männer müssen aussteigen. Stolz präsentiere ich meinen Pass mit dem frischen Visum. Überraschenderweise spricht der Polizist recht gut Englisch. Er fragt mich, woher ich komme und



wo es hingeht und erklärt mir, dass sie nach Drogen suchen würden. Er bedankt sich nach einem Blick in meinen Rucksack sogar und ich darf wieder einsteigen.

Als wir weiterfahren passieren wir wenig später das Sommerhaus des Präsidenten. Es wird gerade durch einen Anbau mit einer riesigen Kuppel erweitert. Das werde ein Kongresszentrum, erklärt man mir nicht ohne Stolz. Kurze Zeit später merke ich, wie die Straße spürbar schlechter wird. Der spiegelglatte Asphalt endet ebenso wie die rot-weiß-grüne Straßendekoration. Die Straße in den Norden wird derzeit saniert. Ein chinesisches Unternehmen realisiert den Neubau, kassiert dafür aber im Gegenzug Maut. Insgesamt dreimal passieren wir Mautstationen. Die Anlagen sind sehr modern mit extra Spuren für Dauerkartenbesitzer und Fahrern, die mit Kreditkarte zahlen wollen, doch die dazugehörigen Automaten sind zugeklebt. Nur Bargeld wird akzeptiert. Teil der Mautstrecke ist auch der berühmt-berühmte Anzobtunnel. Der 5 km lange Tunnel verbindet den Norden Tadschikistans mit der Hauptstadt und war lange Zeit als „Tunnel des Todes“ bekannt. Für Backpacker wurde er sogar zur Attraktion und landete in mehreren Travelblogs und Portalen für Wagemutige. Der Tunnel befand sich jahrelang in einem halbfertigen Zustand, der mehrere Menschenleben kostete. Es gab weder Licht, noch eine Entlüftung oder Brandschutz. Wenn ein LKW im Tunnel liegenblieb, bildeten sich oft kilometerlange Staus. Durch die abgasverseuchte Luft kam es immer wieder zu Kohlenmonoxidvergiftungen, die leider regelmäßig auch tödlich endeten. 2015 wurden die größten Mängel allerdings behoben, sodass man den Tunnel heute halbwegs sicher passieren kann. Die wahre Sensation der Strecke ist das Fann-Gebirge, dessen Berge knapp 5.500 m hoch und schon längst schneebedeckt sind. Als wir die Berge hinter uns gelassen haben, fahren wir noch rund eine Stunde durch die Baumwollplantagen einer fruchtbaren Tiefebene bevor wir Khujand erreichen.

Als Übernachtung gönne ich mir das Hotel Leninabad, eine der ersten Adresse am Platz – vor Jahrzehnten zu Sowjetzeiten zumindest. Die Bewertungen im Internet sind übel und gefährlich, aber der Preis ist unschlagbar. 100 Somoni die Nacht verlangt man für ein separates Zimmer mit Balkon und Blick auf den Fluss Syr Darya. In jeder Etage gibt es außerdem eine Flurdame. Die sitzt in einem kleinen Raum neben der Treppe und den Aufzügen und wartet auf Gäste. Meine Flurdame begrüßt mich und zeigt mir ein Zimmer, das OK ist. Die Minibar ist noch „original“ 80er Jahre und längst defekt. Mit Mahagonifurnier überzogen und drei großen, runden Leuchten versehen, war die Minibar früher bestimmt ein Schmuckstück des „Sowjet art deco“. Heute dient sie als Fernsehschrank. Das Bett, der Teppich, der

Holzfußboden, alles hat musealen Charakter. In Ostberlin wäre das Zimmer in einem Hostel der letzte Schrei, in Tadschikistan ist es der Alltag von Geschäftsreisenden mit kleinem Budget.

Es ist Abend. Nach einem kleinen Erkundungsrundgang komme ich wieder in mein Zimmer und wenig später klopft es. Meine Flurdame fragt, ob ich etwas brauche, vielleicht Tee oder eine Limonade? Ich bestelle einen Tee. Das Geschirr dazu steht bereits auf jedem Zimmer, also nimmt sie meine Kanne mit. Als sie mit der heißen Kanne Tee zurückkommt, habe ich mich vorbereitet, auf Tadschikisch nach einer Heizung zu fragen. Es ist ziemlich kalt geworden und zu meiner Überraschung kommt sie wenige Zeit später mit einer Heizung wieder. Eine kleine Metallbank ist das, in deren Inneren zwei Spulen mit Strom Hitze erzeugen. Nicht viel, aber besser als gar nichts. Eine zweite Dame kommt diesmal mit. Sie kontrolliert den Fernseher. Zur Sicherheit prüft sie jeden der 47 Kanäle. Dann beginnt sie ein Gespräch. Sie kann nur Russisch und Tadschikisch. Trotzdem können wir uns verständigen. Sie möchte ein paar Sätze auf Deutsch lernen und ich solle ihr die aufschreiben. „Guten Tag, Danke, Bitte. Wie geht es Ihnen?“ Dann soll ich etwas übersetzen, das ich aber nicht kenne. Das letzte Mittel für solche Fälle ist der Google Übersetzer. Ich lasse sie den Satz eintippen, doch das letzte Wort kennt Google nicht. Es steht dort nur „Ihre Tochter braucht ...“. Dabei habe ich keine Tochter und das versteht sie auch. Ich versuche zu erklären, dass die Übersetzung nicht funktioniert. Da zeigt sie mir mit Händen und Füßen, dass man ja die Nacht gemeinsam in meinem Bett verbringen könnte, miteinander. Das Wort, das Google nicht kennt heiße „Sexualski“. Jetzt wird es mir klar. Sie ist eine Prostituierte oder wohl doch eher eine „Bordellchefin“? Immerhin ist sie geschätzt schon jenseits der Fünfzig und grinst mit einer ganzen Phalanx goldener Zähne, die nur von tiefschwarzen Zahnzwischenräumen durchbrochen wird. So oder so entschlief ich mich, dieses Rätsel nicht aufzulösen und auf ihre Dienste und die Dienste ihrer Tochter zu verzichten. Erstaunlich schnell und unkompliziert verlässt sie das Zimmer, als klar wird, dass mein Interesse an derartigen Leistungen gleich Null ist. Einzig die kleine antike Heizung wird mir in der Nacht Wärme spenden.

Am nächsten Tag habe ich mich mit einem Couchsurfer verabredet, um in der kurzen Zeit einen kleinen Einblick zu bekommen. Er heißt Maruf, studiert Betriebswirtschaftslehre und ist schon an einer eigenen kleinen Firma beteiligt. Weil er bald in Deutschland ein Praktikum machen möchte und dafür Deutsch lernt, freut er sich, mir die Stadt zeigen zu können. Wir schauen uns als erstes ein neues Gebäude an, das zum 25. Jahrestag Tadschikistans gebaut wurde. Es ist ein Turm in Form des Zepters des Königs Ismaili Somoni. Erbaut wurde das Monument inmitten eines großen Kreisverkehrs.

Mehrere Unterführungen ermöglichen den Zugang. Schon in den Tunneln hängen dutzende Bilder, die Präsident Rahmon bei der Eröffnung verschiedener Gebäude zeigen: Krankenhäuser, Schulen, Kindergärten, Bauernhöfe, Straßen und vieles mehr. Manche Bilder hängen dort doppelt. Eine Eisenbahn ist ganz klar mit Photoshop bearbeitet worden. Eigentlich kann man mit einem Fahrstuhl in die Spitze des Fackel-Gebäudes fahren, doch der ist schon kaputt, nur wenige Wochen nach der Einweihung. Mehr gibt es nicht zu sehen hier. Das Fackelgebäude ist ein reiner Prachtbau ohne jegliche Funktion. Hier hat sich der Staat selbst ein Denkmal gesetzt. Das Symbol der neuen nationalen Identität thront über der Stadt und soll wohl allen zeigen, wie erfolgreich die Regierung ist. Maruf versteht nicht wirklich, warum mich das Gebäude nicht beeindruckt. Ich erzähle ihm davon, wie man in Dushanbe über Khujand schwärme. Ich würde gerne etwas von dem alten, kulturellen Khujand sehen.

Er schlägt vor, den Palast von Arbob zu besuchen. Wir müssten mit einem Kleinbus dorthin fahren, aber es würde nicht lange dauern. Als wir in den Bus einsteigen und nur drei Plätze belegt sind, frage ich mich, ob das so eine gute Idee war. Wir brauchen fünf weitere Mitfahrer bis es losgeht und auf dem Rückweg das gleiche Problem. Wahrscheinlich sind wir den ganzen Tag unterwegs, doch ich irre mich. Kurze Zeit später fahren wir los. Maruf erinnert mich daran, dass die Busse in Khujand nach Fahrplan fahren. Alle zehn Minuten kämen an den meisten Stationen die Busse. Dementsprechend sind die Busse auch nicht so überfüllt wie in Dushanbe. Noch ein Detail fällt mir auf. Unsere Fahrt kostet ein Somoni und ein paar Diram. Die kleinere Geldeinheit wird in Münzen bezahlt und Maruf zahlt wirklich nur, was wir zahlen müssen. In Dushanbe kostet eine Busfahrt 80 Diram, aber in all den Wochen, die ich in der Hauptstadt verbracht habe, hat kein einziger Fahrgast das Wechselgeld verlangt. Freunde erklärten mir, man würde den Preis halt immer aufrunden. Da ist er also, der erste kleine Unterschied.

Als wir in Arbob ankommen, erinnere ich mich darüber gelesen zu haben. Die Geschichte klingt wie ein Märchen. Umso schöner ist es, dass sie wahr ist: In den 1950ern besuchte der Leiter einer tadschikischen Kolchose die Stadt St. Petersburg. Als er dort den Winterpalast sah, war er so davon beeindruckt, dass er beschloss, ihn in Tadschikistan nachzubauen. Zurück in Khujand organisierte er den Bau. Der Palast sollte das neue Hauptgebäude des kollektiven Landwirtschaftsbetriebs werden. Alle im Betrieb hätten mit angepackt und die Menschen seien aus der ganzen Region gekommen, um Teil dieses einzigartigen Projekts zu werden. Ohne auch nur einen Rubel in die Hand zu nehmen, habe er den Palast erbaut, nur durch die freiwillige Hilfe seiner Genossen. Das Ergebnis ist wirklich beeindruckend. Drei Flügel hat der Palast, dutzende Zimmer und einen Versammlungsaal für 800

Menschen. Obwohl die Einrichtung schon 60 Jahre alt ist und nie renoviert wurde, glänzen die Farben und Schnitzereien als seien sie eben erst getrocknet. Das läge an der alten Handwerkskunst, erklärt der Wächter. Die Farben bestünden nur aus natürlichen Stoffen und seien mit Honig vermischt aufgetragen worden. Die Maler hätten damals gesagt, sie würden 100 Jahre Garantie auf ihr Werk geben.

Arbob ist ein Schatz, der sämtliche Kriege und Kämpfe unbeschadet überstanden hat. Der Erbauer und Leiter der Kolchose war zu seiner Zeit beliebt und angesehen und es ist offensichtlich, dass sein Lebenswerk auch heute noch geschätzt und geachtet wird. Eine besondere Rolle spielte Arbob auch während des Bürgerkriegs. Während in Dushanbe die Kämpfe tobten, traf sich hier nämlich die politische Elite, um über den Frieden zu beraten. In Arbob wurde die tadschikische Unabhängigkeit erklärt und Rahmon zum Präsidenten ernannt. Bei einem großen gemeinschaftlichen Essen besiegelten in Arbob die Bürgerkriegsparteien den Frieden. Doch anstatt diesen historischen Ort als Symbol der Unabhängigkeit zu feiern, baut man in der Innenstadt ein hässliches Fackelgebäude, dessen Aufzug schon nach wenigen Wochen defekt ist.

Den Abend lassen wir in einer Brauerei ausklingen. Bier sei zwar eigentlich nicht beliebt und erzeuge weibliche Hormone, aber einem Deutschen zu liebe könne man ja mal ein Bier trinken. Dazu bestellen wir eine Spezialität, die man nur hier essen könne: Schaschlik mit Rehfleisch vom Grill. Ich erfahre, dass erst vor kurzem die Lenin Straße in Somoni umbenannt wurde. Auch Lenins Statue wurde durch Somoni ersetzt, aber Lenin sei nicht verschrottet worden, sondern stehe jetzt woanders. Das sei der Einfluss aus der Hauptstadt, doch Khujand läge nicht nur geografisch eigentlich viel näher an Samarkand und Buchara. Kulturell und sprachlich seien sich die drei Städte sehr ähnlich. In Dushanbe hingegen würden heute größtenteils Tadschiken aus dem Süden leben, aus der Region Kulob, aus der auch Präsident Rahmon stamme. Die politische Macht sei zwar klar verteilt, aber im Norden sei man viel geschäftstüchtiger. Es gebe in Tadschikistan z.B. vier Freihandelszonen, aber nur eine davon würde funktionieren und das sei die nördlich von Khujand. Als das Essen gebracht wird, bin ich verwirrt. Der Geruch kommt mir bekannt vor. Wild ist es nicht. Maruf schmunzelt schon und ich muss nicht lange fragen bis er mir erklärt, dass das Reh eigentlich Schweinefleisch sei. Zwar sei Schwein nicht vom Staat her verboten, aber Muslime dürften ja kein Schwein essen und deshalb nenne man es Reh. Es gäbe genau eine Farm irgendwo weit draußen, die Schweine halte. Der Handel mit Schweinefleisch werde wegen der Religion aber wie auf einem Schwarzmarkt betrieben. Sein Neffe sei früher oft im Winter krank geworden, weil er schwache Abwehrkräfte hatte. Sie hätten ihn dann mit Schwei-

nefleisch behandelt, weil das den Körper stärke. Nur deshalb wisse er überhaupt über Schweinefleisch so viel. Erstaunt frage ich nach: Schwein stärkt die Abwehrkräfte? Ob ich das denn noch nicht gewusst hätte, kommt es erstaunt zurück. Nein, das ist mir neu. Aber ich wusste ja auch noch nicht, dass Bier weibliche Hormone im Körper erzeugt. Da habe ich viel gelernt heute Abend und lecker war es auch noch.

## 24. Drei Jahrzehnte journalistische Erfahrung

Ganz überraschend führt eine meiner frühzeitigen Anfragen doch noch zu einem Gespräch. Ich kann vor meinem Rückflug noch einen sehr erfahrenen Journalisten treffen. Seit fast 30 Jahren arbeitet er schon in der Branche. Die schlimmste Zeit für Journalisten sei der Bürgerkrieg gewesen. Über 90 Journalisten seien getötet worden. Mit dem Frieden habe eine Phase der Entspannung und Blüte des Journalismus begonnen, aber die letzten drei Jahre hätte sich die Situation wieder verschärft. Zuerst seien Medien und Journalisten diffamiert worden. Die Glaubwürdigkeit der Kollegen sei systematisch untergraben und die Leserschaft verunsichert worden. Derzeit würde das Justizsystem missbraucht, um Medien zu schließen. Letztes Beispiel sei die Schließung der Zeitung Nigah. Hinter den Kulissen sei mit einem Prozess gedroht worden. Davon hatte ich ja bereits zuvor gehört. Geschichten wie diese verbreiten sich im kleinen Kreis der Journalisten wie ein Lauffeuer. Eine Verurteilung sei sicher gewesen und hohe Strafzahlungen, die zur Schließung geführt hätten. Dem komme die Zeitung nun zuvor, weil man sich so wenigstens das Geld sparen könne. Es sei die neue Methode, Journalisten damit zu drohen, ihre Existenz zu zerstören. Es gebe fast immer etwas, das die Behörden finden könnten, wenn sie nur suchten. Viele der Zeitungen würden z.B. ihre Auflage geringer angeben. Das müssten sie machen, denn nur so könnten sie Geld verdienen, weil sonst die Steuern zu hoch seien. Das gleiche gelte für die Beschäftigten. Jeder Mitarbeiter müsse versteuert werden, aber die Steuern seien so hoch, dass der Betrieb legal nicht möglich sei. Man gebe also weniger Mitarbeiter an als tatsächlich beschäftigt würden. Wenn der Regierung ein Medium unangenehm werde, kämen die Kontrolleure und die fänden immer etwas. Da könne sich die Regierung ganz gewiss sein, denn der legale Betrieb einer Zeitung sei gar nicht mehr möglich. Die Werbewirtschaft sei schon länger politisiert. Die Regierung, vertreten durch den Präsidenten und seine Familie, kontrolliere immer mehr Wirtschaftszweige und Unternehmen. Die Werbegelder würden entlang politischer Lager verteilt und landeten entsprechend immer häufiger bei den Staatsmedien. Im Norden, in Kuhjand, dort würde es noch Unter-

nehmen geben, die Geld verdienen. Doch viele der Unternehmer würden das Land schon meiden. Wer es sich leisten könne, würde schon längst im Ausland leben und käme nur selten nach Tadschikistan. So würden die Unternehmer es vermeiden, zu „freundlichen Gesprächen“ eingeladen zu werden. Der Ablauf sei immer gleich. Erst werde ein Übernahmeangebot gemacht, ein angeblich guter Preis werde geboten, in Wahrheit aber viel zu wenig. Wer auf das Angebot nicht eingehe, bekomme Probleme. Oft würde der Druck auf die ganze Familie ausgeübt. Erfolgreiche Unternehmer seien schon öfters im Gefängnis gelandet, wenn sie sich gegen die Regierung stellten. Die Vergehen seien beliebig, ob Steuern, sexuelle Belästigung oder Beleidigung. Der rechtliche Rahmen für Verurteilungen unter Vorwand wachse stetig. Jetzt mit dem Präsidenten-Beleidigungs-Dekret sei schon wieder eine neue Stufe erreicht.

Der Druck auf Journalisten und Medien sei sehr ähnlich. Offen gedroht wird nicht, aber es gebe Einladungen vom KGB. Gemeint ist der tadschikische Geheimdienst, der offiziell GKNB heißt, aber im Volksmund weiterhin einfach KGB genannt wird. Man werde zu einem Gespräch in sehr freundlicher Atmosphäre eingeladen. Artikel und Themen würden besprochen und freundlich kritisiert, dass das ein oder andere ja nicht sehr patriotisch sei. Der Regierung gefalle das nicht und man hätte das doch auch anders schreiben können. Anschließend werde es dann persönlich. Ob man denn Familie habe und wie die Kinder heißen würden, werde gefragt. Es gebe keine direkte Drohung, aber die Nachricht sei: Wir haben dich auf dem Schirm.

Der staatliche Druck führe auf breiter Front zu Selbstzensur. Der Journalismus sei „maximal objektiv“ und nahezu frei von Meinungen. Auf diese Art und Weise lasse sich teils noch etwas kritisieren, in dem man die Zustände beschreibe. Aber eine Schlussfolgerung oder Schuldzuweisung sei unmöglich, wenn man keine Probleme bekommen möchte.

Nur im Internet sei es überhaupt noch möglich frei zu berichten, aber gerade eben sei ein neues Gesetz beschlossen worden. Darin werde explizit bestraft, den Präsidenten im Internet und in den sozialen Medien anzuklagen. Als Reaktion habe er einen Post gesehen, unter dem die User in sehr unnatürlicher, neutraler Sprache geäußert hätten, dass sie das nicht gut fänden. Selbst im Internet werde die Luft enger. Noch hätte der Staat nicht die Mittel das Netz vollständig zu kontrollieren, deshalb müsse derzeit das gesamte Internet darunter leiden. Vor ein paar Jahren sei der Netzausbau in Tadschikistan führend gewesen. Schnelle Mobilfunknetze wie 3G habe es in Tadschikistan früher gegeben als in den umliegenden zentralasiatischen Ländern und in Russland. Heute habe sich die Situation geändert. Das Netz sei langsamer als zuvor und vor allem teurer. Für die meisten Seiten müs-

se man VPN nutzen, aber dadurch sinke die Geschwindigkeit und steige der Datenverbrauch zusätzlich. Auf dem Land könnten sich deshalb nur noch wenige Leute einen Zugang leisten.

Er durfte neulich nach Europa reisen. Dort habe er einige tadschikische Journalisten getroffen, die politisches Asyl beantragt und bekommen hätten. Immer mehr würden auswandern, weil der Druck immer größer und spürbarer würde. Für ihn sei Auswandern noch keine Option, aber verstehen könne er die Kollegen schon. Nach wie vor gebe es private unabhängige Medien, aber wenn man genau hinschaue, dann seien das Yellow Press Medien, die sich vorrangig mit den Stars und Sternchen beschäftigten, aber nicht mit Politik und Problemen. Gegen Berichte über Frisuren und Mode habe die Regierung bislang nichts.

Es fehle dem Land einfach an jungen Menschen. Fast eine Million seien als Arbeitsmigranten in Russland. 12 Stunden würden sie dort wie Sklaven auf dem Bau schuften und sich nur Gedanken ums Geld machen. Ersparnisse würden nach Hause geschickt, wo die Brüder davon ein Auto kaufen und als Fahrer arbeiten würden. Nachhaltig sei das nicht. Es fehle an Ideen und Unternehmen. Durch den Arbeits-Exodus fehle es auch an Aktivisten. Es gebe weder Gender-Aktivisten, noch Menschenrechtsaktivisten und für die Pressefreiheit interessiere sich auch kaum jemand. Die jungen Menschen, die in anderen Ländern bei Missständen aktiviert würden, fehlten in Tadschikistan einfach. Sie seien in Russland, lernten dort aber auch nichts, was gegen das System Rahmon helfen würde.

Der Einfluss aus Russland sei dermaßen groß, dass ohne Russlands Einverständnis in Tadschikistan nicht viel geschehen könne. Zwar versuche sich die tadschikische Regierung abzugrenzen, aber Russland könne nach Belieben den Druck erhöhen und etwa die Stationierung russischer Soldaten im Land verlängern. Durch die Erteilung von Arbeitserlaubnissen steuere Russland die Transferzahlungen nach Tadschikistan und durch die russische Wirtschaftskrise seien tadschikische Hilfsarbeiter derzeit nicht so gefragt. Die Zahl der Gastarbeiter sei innerhalb eines Jahres um 30 Prozent eingebrochen. Entsprechend gefallen seien auch die Transferzahlungen, die immerhin die Hälfte des tadschikischen Staatshaushalts ausmachten. Die Arbeitslosenzahlen seien gestiegen, aber eine offizielle Zahl gebe es nicht. Nur die registrierten Arbeitslosen mit Unterstützung vom Staat würden gezählt. Die Zahlen lägen konstant bei 30.000. Doch die allermeisten Arbeitslosen würden die Unterstützung vom Staat nicht bekommen und entsprechend sei die Zahl natürlich viel zu gering.

Die wirtschaftliche Krise sei vermutlich der Grund, dass Präsident Rahmon in den letzten Jahren seine Macht konsolidiert habe. Im vergangenen Jahr sei gerade die Opposition stillgelegt worden und nun sei die Presse

dran. Der Weg sei eine Einbahnstraße. Krieg und Gewalt scheine die einzige Option zu sein, den Weg zu verlassen. Ein neuer Krieg sei möglich unter diesen Bedingungen, auch wenn sich das niemand wünsche.

Man habe nie Demokratie erlebt und auch nie gelernt. Die ersten Abgeordneten nach dem Friedensvertrag seien größtenteils Warlords gewesen. Sie hätten im Bürgerkrieg ihre eigenen Milizen unterhalten und seien deshalb zu Abgeordneten ernannt worden. Nach und nach habe der Präsident seine Konkurrenten ausgeschaltet.

Das Verbot der islamischen Partei, als letzter wirklicher Oppositionspartei, sei vielleicht gar nicht so schlecht für die Entwicklung. Es gebe jetzt politisch gesehen nur noch zwei Akteure: Die Regierung und das Volk selbst. Die Opposition existiere faktisch nicht mehr. Deshalb sei die Regierung nun für alle Probleme verantwortlich und könnte keinen anderen Schuldigen mehr präsentieren. Arbeitslosigkeit, Stromausfälle, Wassermangel oder auch steigende Preise – die Unzufriedenheit sei jetzt schon hoch und weit verbreitet. Doch wüssten die Menschen auch, dass ein Wechsel nicht friedlich kommen würde. Rahmon habe durch ein Referendum im vergangenen Jahr sowohl die Möglichkeit geschaffen selbst weiter regieren zu können, als auch seinen Sohn als Nachfolger zum Präsidenten wählen zu lassen.

So unbeliebt das Regime auch sei, wisse die Bevölkerung um die gescheiterten Revolutionen des arabischen Frühlings, um die Toten, die Gewalt und die gescheiterten Wahlen. Auch sei gerade für viele Ältere der Bürgerkrieg noch sehr gegenwärtig. Erst 2015 habe es ja noch kleine kämpferische Auseinandersetzungen rund um einen angeblichen Putschversuch in Dushanbe gegeben. Deshalb gehe die Stimmung derzeit eher Richtung Stabilität und Frieden. Aber das könne sich ändern und dann sei es mit dem Frieden schnell vorbei.

Derart deutlich und dramatisch wurde mir die Situation bislang noch nicht dargestellt. Doch mein Gesprächspartner bringt gute Referenzen mit und liefert mir eine rationale Analyse der Entwicklung. Leider sieht sein Fazit für alle Bereiche meiner Recherche düster aus. Die Pressefreiheit wird zunehmend beschränkt, das Internet taugt nur in begrenztem Rahmen als Alternative. Das Regime arbeitet systematisch an einer Gleichschaltung.

## **25. Asia Plus – Die letzte Hoffnung**

Lange habe ich mich um ein Gespräch mit Asia Plus bemüht. Schon aus Deutschland hatte ich erste Mails geschrieben, doch nie eine Antwort bekommen. Jetzt, kurz vor meinem Rückflug, erklärt sich ein Journalist bereit, mit mir über die Lage bei Asia Plus und die Pressefreiheit in Tadschikistan



allgemein zu sprechen. Der private Medienkonzern betreibt einen Radiosender, eine Tageszeitung und das Internetportal news.tj. Im Internet werden Artikel auf Russisch, Tadschikisch und Englisch veröffentlicht. Wie meine bisherigen Recherchen ergeben haben, ist Asia Plus eines der letzten inländischen Medien, das in Tadschikistan noch mehr oder minder frei berichtet und dabei meines Erachtens auch kaum Themen ausspart.

Gleich zu Beginn unseres Gespräches werden meine Einschätzungen allerdings widerlegt. Es sei zwar richtig, dass viele Artikel durchaus kritisch gelesen werden könnten, aber viel brennendere Themen würde man auch bewusst aussparen. Da sei z.B. die Bankenkrise, wegen der viele Tadschiken derzeit nicht an ihre Gehälter und Ersparnisse kämen. Weil die Verantwortlichen aber Freunde und Verwandte des Präsidenten seien, würde das Thema nicht bearbeitet. Auch Asia Plus sei nicht frei von Selbstzensur.

Der staatliche Druck auf die unabhängigen Medien sei schon länger da. Es sei egal, ob man als freier Journalist recherchiere oder eben als Medienkonzern, wie Asia Plus, mit dutzenden Mitarbeitern Zeitung, Radio und Website produziere. Unter Druck gesetzt würden immer einzelne Individuen, nicht die dazugehörigen Medienunternehmen. Rein formell seien die gesetzlichen Rahmenbedingungen in Tadschikistan sogar akzeptabel, wenn das Recht denn nur Anwendung fände. Aber die Behörden hätten kein Interesse daran die Presse- und Meinungsfreiheit zu schützen. Stattdessen würde man als unbequemer Journalist zu Gesprächen eingeladen, teils neun Stunden lang befragt und „aufgeklärt“. Wenn man weitermache, könne es gefährlich werden, sei die Botschaft. Man solle nicht so viel schreiben und an die eigene Familie denken, bekäme man als Rat mit auf den Weg. Es seien auch schon Verwandte zu solchen Gesprächen eingeladen worden, um dann die Botschaft zu überbringen. Dann sei der Schock noch größer. Nach und nach würden die Gespräche bei fast jedem Wirkung zeigen, d.h. erst erliege man bewusst oder unbewusst der Selbstzensur und irgendwann würden viele Kollegen resignieren und am Ende sogar ihren Job aufgeben.

Dass Recht und Realität in Tadschikistan nicht in Einklang ständen, könne man gut am Beispiel des Internetportals „news.tj“ sehen. Die Seite werde definitiv blockiert. Obwohl Asia Plus mehrmals offiziell angefragt habe, warum die Seite gesperrt sei, habe man einfach keine Antwort bekommen. Es gäbe keine offizielle Begründung oder Erklärung, warum Seiten gesperrt würden, von einem rechtsstaatlichen Prozess ganz zu schweigen.

Man sei dankbar, dass es derzeit keine Fälle gebe, wo Drohungen mit Gewalt realisiert wurden. Ich frage nach dem Journalisten Doro Shurob, der krankenhauserreif geprügelt wurde. Doch das sei eher zufällig gewesen und habe mit seinem Beruf nichts zu tun gehabt. In anderen Bereichen wie z.B. bei Oppositionspolitikern und deren Anwälten sehe man, dass der Staat

seine Drohungen auch wahr machen könne. Angefangen mit pöbelnden Jugendlichen, die Häuser verwüsten, über Steuerprüfer, die immer irgendwas fänden, bis hin zu Verhaftungen ohne Begründung und Befristung. Zwar bemühe der Staat sich noch um den Schein von Rechtsstaatlichkeit, doch würde die Hemmschwelle staatlicher Gewalt zunehmend sinken. Deshalb würden viele Journalisten derzeit nachgeben und auf bessere Zeiten hoffen.

Es sei deutlich spürbar, dass die Vielfalt der Presselandschaft verringert werden solle. Ein Anliegen des Staates sei es auch, russischsprachige Medien zu schwächen. Asia Plus arbeite überwiegend auf Russisch. Nachdem die russischschreibende Zeitung „Nigah“ vor einer Woche ihre Aufgabe verkündet habe, sei gestern das Ende des Internetportals „tojnews“ verkündet worden.

Bei Asia Plus werde das Geschäft nach wie vor im Printbereich gemacht. Auch wenn die Umsätze durch die Wirtschaftskrise um 40 Prozent zurückgegangen seien, bleibe Asia Plus profitabel und wirtschaftlich gesund. Die Internetseite hingegen werfe keinen Profit ab und werde von einer ausländischen Stiftung finanziell unterstützt.

Gegen den politischen Druck könne man allerdings keine Hilfe erwarten. Tadschikische Institutionen hätten keinen Einfluss und seien machtlos. Menschenrechtsorganisationen wie Amnesty International und Human Rights Watch hätten auch keine Einflussmöglichkeiten, würden aber immerhin ihr Interesse zeigen. Lediglich wenn die amerikanische Botschaft oder die OSZE sich aktiv einmischen würden, könne man noch eine Reaktion erwarten. Doch selbst deren Einfluss schwinde. Das Regime agiere immer unabhängiger und selbstbewusster.

Das klingt für mich alles ziemlich düster und hoffnungslos. Wie lange es denn mit Asia Plus wohl noch weitergehe, frage ich und löse damit ungewollt Heiterkeit aus. Es muss sich um Galgenhumor handeln, denn die Antwort ist weit weniger lustig. Ein halbes Jahr noch, vielleicht ein ganzes Jahr. Dann sei es wahrscheinlich vorbei, wenn der Prozess so weitergehe. Daran hätte auch die internationale Gemeinschaft eine Mitschuld, denn das Interesse an der Menschenrechtslage in Tadschikistan und der Druck auf die tadschikische Regierung habe deutlich nachgelassen. Den internationalen Institutionen wäre eine stabile Regierung wichtiger als die Pressefreiheit und die Menschenrechte. Leider sei das doch auch bei vielen Tadschiken der Fall, bemerke ich und bedanke mich für das Gespräch.

## 26. Argumente der anderen Seite

Das Meinungsbild unter den Journalisten und in der Bevölkerung ist recht einheitlich. Trotzdem möchte ich für ein vollständiges Bild auch eine Gegenmeinung einholen. Ich treffe einen jungen Journalisten, der für ein staatseigenes Magazin schreibt. Er ist viel und weit gereist und rund zwei- bis dreimal pro Jahr im Ausland, was auf ein privilegiertes Leben schließen lässt. Er sieht eine Freiheit für Journalisten in Tadschikistan. Vielleicht nicht so viel wie in Kirgisistan, aber eben mehr Pressefreiheit als in Usbekistan. Dass Zeitungen wie Nigah oder die Agentur „tojnews“ in den letzten Tagen schließen mussten, habe laut seinen Informationen rein finanzielle Gründe. Wobei er sich das selbst nicht so richtig erklären kann. Nigah sei beliebt gewesen, beliebter als viele Zeitungen, die auf dem Markt seien. Der Markt für Zeitungen sei im Moment einfach schwierig. Anzeigenkunden seien sehr rar. Eigentlich könnten sich nur Mobilfunkanbieter oder Banken derzeit die Kosten für Zeitungsanzeigen leisten. Außerdem wandere die Werbung auch immer mehr ins Internet ab. Für die Zeitungen bliebe da noch weniger übrig.

Im Internet sehe er sowieso eine Gefahr. Internet und auch das Fernsehen hätten viele schlechte Inhalte, die aus Russland und dem Westen nach Tadschikistan kämen. Der Einfluss sei vor allem auf die Jugend schlecht. Gewalt, Banküberfälle und Kriminalität würden da gezeigt, aber auch schwule Paare und anderes, was man in Tadschikistan nicht haben wolle. Wenn der Staat dagegen vorgehe, sei das richtig.

Er findet die Regierung Rahmon gut, zwar nicht richtig gut, aber Regierungen seien eben so, in allen Ländern. Es gehe aber langsam bergauf in Tadschikistan. Das Einkommen würde jährlich um 10-20 Prozent steigen, deswegen sehe er die Zukunft Tadschikistans positiv. Wer sich als Arbeitsloser über den Staat beschwere, sei oft zu faul nach Arbeit zu suchen. Er z.B. müsse als freier Journalist eben für mehrere Arbeitgeber arbeiten. Es gäbe Arbeit, aber es sei ein Relikt der Sowjetunion, dass die Menschen zu hohe Erwartungen hätten. Es sei halt nicht möglich, eine sechsköpfige Familie nur durch einen Job zu ernähren, aber jeder könne wie er doch mehrere Jobs machen. Er hätte ja auch an manchen Tagen mehrere Projekte und Auftraggeber. In Sowjetzeiten habe man die Arbeit einer Person auf sechs Arbeitsplätze verteilt, nur damit alle Arbeit gehabt hätten. Er sei froh, dass das vorbei sei. In der Sowjetunion sei zu viel kostenlos gewesen und deshalb habe das System ja auch nicht überlebt.

Es gibt wohl Journalisten, die mit ihrer Arbeit und ihrem Leben zufrieden sind in Tadschikistan. Dabei scheint es hilfreich, den Ansichten der Regierung zu folgen. Das Zentrum für strategische Studien, natürlich dem Präsidenten unterstellt, kommt in einer Studie zu dem Schluss, dass die journa-

listische Freiheit in Tadschikistan größer sei als im Rest Zentralasiens. Es sei vor allem dem marktwirtschaftlichen Wettbewerb zuzuschreiben, dass viele Medien schließen müssten. Fragen der Meinungsfreiheit seien nicht der Grund dafür. Dennoch könne eine größere Meinungsfreiheit ein Entwicklungsland wie Tadschikistan destabilisieren und sei nicht empfehlenswert. Im mittleren Osten könne man beobachten, welche katastrophalen Folgen Meinungsvielfalt habe. Deshalb müsse man mit allen Mitteln den innertadschikischen Frieden bewahren und dürfe die Gesellschaft nicht spalten.

Eine offizielle Einrichtung der Regierung rechtfertigt damit, was angeblich gar nicht existiert: Die Beschränkung der Meinungs- und Pressefreiheit.

## **27. Resümee auf dem Rückflug**

Auch nach sechs Wochen vor Ort fällt es mir schwer, die Situation in Tadschikistan einzuschätzen. Hinsichtlich meiner Recherche zur Pressefreiheit habe ich ein klares Ergebnis. Mehrere Journalisten haben mir bestätigt, dass sie in Gesprächen von der Regierung aufgefordert wurden ihre Arbeit anzupassen oder nicht mehr als Journalist zu arbeiten. Bis jetzt bleibt es bei Drohungen, was ich aber vor allem der Kompromissbereitschaft tadschikischer Journalisten zuschreibe. Zwei freie Medien haben während meines Aufenthalts ihre Arbeit eingestellt. Bei freier und kritischer Berichterstattung über das gesamte Spektrum des politischen und gesellschaftlichen Lebens müssen Journalisten mit Konsequenzen rechnen. Nicht ganz so klar ist, inwieweit durch das Internet die Beschränkung der Pressefreiheit umgangen werden kann. Zwar wird die Meinungsvielfalt der Berichterstattung durch internationale Medien und soziale Netzwerke vergrößert, der Zugang zu den kritischen Internetinhalten wird aber durch die Regierung mittlerweile dauerhaft geblockt. Die staatlichen Blockaden können mit technischen Hilfsmitteln umgangen werden, doch selbst gebildete junge Menschen wie z.B. Studenten wissen oft nicht wie das geht. Außerdem sind die Internetgebühren derart hoch, dass schon Durchschnittsverdiener sich keinen dauerhaften Zugang zum Netz leisten können. Das Internet kann die eingeschränkte Pressefreiheit daher wohl nur in sehr begrenztem Maße erweitern, weil viele keinen Zugang dazu haben.

Vor Ort habe ich schnell erkannt, dass Zensur und Pressefreiheit für die Tadschiken selbst nicht zu den drängenden Problemen zählen. Im Alltag kämpfen sie gegen Arbeitslosigkeit und fehlende Perspektiven. Die meisten planen vorübergehend oder dauerhaft nach Russland oder Europa zu gehen, weil sie in Tadschikistan für sich keine Zukunft sehen. Um die eigene Macht

zu sichern, hat die Regierung ein System aus Vetternwirtschaft und Korruption gespannt, das zu hoher Frustration in der Bevölkerung führt. Gute Jobs gibt es nur mit Beziehungen oder gegen Bezahlung. Wer sich als Unternehmer beweisen möchte, hat mit hohen Zinsen, vielen Steuern und korrupten Beamten zu kämpfen. Ärzte lassen sich für eine schnellere Behandlung bezahlen, Lehrer für bessere Noten und Polizisten kassieren willkürlich ab. Doch wer der Versuchung erliegt, weil er seine Familie sonst nicht ernähren könnte, macht sich strafbar und erpressbar. Viele unliebsame Akteure wurden wegen Steuervergehen und Korruption verurteilt und nicht wegen ihrer Meinung. Angehörige der herrschenden Elite hingegen werden von der Justiz nicht belangt. Fast jeder Tadschike kennt eine andere Geschichte über den Präsidenten, seine Kinder und welche Ämter und Unternehmen sich diese angeeignet hätten. Aber trotz der deutlich spürbaren Unzufriedenheit, ist Präsident Rahmon für viele das kleinere Übel. Rahmon gilt als Garant des Friedens. Bei den Älteren sind die Erinnerungen an den tadschikischen Bürgerkrieg noch lebendig. Die Jüngeren wissen um den gescheiterten arabischen Frühling und die bunten Revolutionen in der Ukraine, Syrien und Kirgisistan. Die Angst zu verlieren, was man hat, ist größer als die Hoffnung auf Besserung durch Demokratie.

Eine gebildete und sehr belesene ältere Dame antwortete auf meine Frage, wie sich in Tadschikistan die Lage verbessern könnte: Eigentlich gibt es nur zwei Möglichkeiten, die Regierung loszuwerden. Entweder es kommt eine Naturkatastrophe und schwemmt Dushanbe einfach weg oder es gibt irgendwann wieder Krieg.

Ich hoffe, dass sie sich irrt und es noch einen dritten Weg geben wird, auf dem sich Tadschikistan positiv weiterentwickeln kann.